Religionsgeschichtliche Volksbücher

für die deutsche christliche Gegenwart

Begründet von Friedrich Michael Schiele

III Reihe 11 Heft

Div. S.
290.8
R 288 V
Reihe 3
H ft. 11

Tübingen ++ J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Altar und Kanzel

Geschichte des Gotteshauses

Von

Richard Bürkner-Auma

1.—5. Tausend

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. III. Reihe, 11. Heft. Herausgegeben von D. theol. Friedrich Michael Schiele

Tübingen 1909. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Inhalt.

1. Die Opferstätte 3. — 2. Der egyptische und der assyrisch-babylonische Tempel 5. — 3. Der Tempel in Jerusalem 8. — 4. Der griechisch-römische Tempel 11. — 5. Propheten und Philosophen 15. — 6. Die Synagoge 19. — 7. Das christliche Altertum 22. a. Die Gemeindefeier 22. b. Das Gemeindehaus 25. — 8. Die Basilika 28. — 9. Zentralbauten 30. — 10. Die Moschee 32. — 11. Die griechisch-katholische Kirche 34. — 12. Die romanische Kirche 36. — 13. Die gotische Kirche 39. — 14. Die protestantische Kirche 43.

Literatur.

Wer sich näher mit den hier kurz angedeuteten Fragen beschäftigen will, muß sich in zwei Forschungsgebieten heimisch machen, in der Religionsgeschichte und in der Kunstgeschichte. Und er wird dabei alsbald zu seinem Leidwesen bemerken, daß die Forscher beider Gebiete in der Regel aneinander vorbei zu arbeiten pflegen, d. h. ohne bei ihren Untersuchungen Rücksicht auf die gewonnenen Erkenntnisse des anderen Wissenschaftszweiges zu nehmen. Eine rühmliche Ausnahme macht bei den Kunsthistorikern Cornelius Gurlitt, der in seinen Werken („Geschichte der Kunst" 2 Bde. Stuttgart 1902; „Kirchen" Stuttgart 1906) auch die religiösen Strömungen und gottesdienstlichen Gebräuche feinsinnig beachtet. Und bei den Theologen hat der Katholik Franz Xaver Kraus in seiner „Geschichte der christlichen Kunst" (3 Bde., Freiburg 1896—1907) auch das ästhetische Element ausgiebig berücksichtigt. Ich selbst habe in meiner „Geschichte der kirchlichen Kunst" (Göttingen 1902) wenigstens für das Gebiet des christlichen Gotteshauses ausführlicher wie in vorstehenden Ausführungen die Verbindungsfäden, die zwischen Gemeindebewußtsein und Kunstsprache bestehen, aufzuzeigen versucht und in meinem „Grundriß des deutsch-evangelischen Kirchengebäudes" (Göttingen 1899) auch eine Geschichte der protestantischen Kirchenbaukunst, soweit diese heute zu schreiben möglich ist, dargeboten. Auch darf ich auf das von mir geschriebene Flugblatt des Dürerbundes (No. 17) „Vom protestantischen Kirchenbau" hinweisen.

Im einzelnen seien noch folgende Schriften erwähnt:

Adolf Erman: Die ägyptische Religion (Berlin 1905), ein vorzügliches Buch.

J. Benzinger: Hebräische Archäologie (2. Aufl. Tübingen 1907), wichtig für Opferbräuche und Tempelbau.

O. Gruppe: Griechische Mythologie und Kunstgeschichte (München 1906).

E. Rohde: Psyche (3. Aufl. Tübingen 1903), das Meisterwerk des feinsinnigen Forschers.

G. Wissowa: Religion und Kultus der Römer (München 1902).

P. Wendland: Die hellenistisch-römische Kultur (Tübingen 1907).

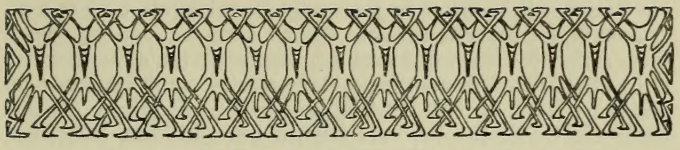
H. A. Köstlin: Geschichte des christlichen Gottesdienstes (Freiburg 1887).

H. Bergner: Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland (Leipzig 1905), mit dem üblichen ungerechtfertigten Haß des Archäologen gegen die neue Zeit geschrieben, aber für das Mittelalter vorzüglich zu benutzen.

Dazu die ausführlichen Kunstgeschichten von Lübke-Semrau, Springer, Knackfuß-Zimmermann, oder auch der „Grundriß der Kunstgeschichte" von M. v. Broecker (6. Aufl. Göttingen 1906).

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.



1. Die Opferstätte.

Es ist dem Menschen von Haus aus eigen, mit der Gottheit, deren geheimnisvolle Macht er zugleich scheut und sucht, in ehrfurchtsvoll innigen Verkehr zu treten. Er tut das vorerst im Gebet, mit dem er flehend heischt, was ihm begehrenswert dünkt, oder dankbar preist, was ihm an Glück zuteil ward. Wie er aber gewöhnt ist, vor den Mächtigen der Erde nicht mit leeren Händen zu erscheinen, sondern seine Huldigungen durch ein Geschenk zu verstärken, das ein sichtbares Zeichen untertäniger Gesinnung sein soll, so liegt es nahe, auch der himmlischen Macht einen Teil des Eigentums freiwillig abzutreten, um auf solche Weise die Wirkung des Gebets zu stärken und dem Gotte eine Freude zu bereiten; vielleicht auch, um durch die Spende eine Einwirkung auf die Gottheit zu erreichen, ihrer Gunst sich zu versichern, ihren Zorn zu sänftigen. So sind Opfer und Gebet allezeit eng miteinander verbunden gewesen. „Das Opfer ist ein mit Gaben dargebrachtes Gebet; wo aber zum Gebet, fand sich auch Anlaß zum Opfern" (J. Grimm).

Des naiven Menschen Seele ergötzt sich zumeist bei Speise und Trank. So wird auch den Ueber- und Unterirdischen am meisten Genuß gewähren, was ihren Gaumen letzt. Das geschieht am einfachsten, wenn man das Opfertier an jener Stätte, da man der Nähe des Gottes gewiß ist, schlachtet und sein Blut dem Gotte zum Trinken hingießt, oder die Opfergabe hier anzündet, damit die lodernde Flamme ihre Bestandteile nach oben emportrage und so die Gottheit das Opfer zu riechen und zu schmecken bekomme. Dem Meer- und Flußgotte wirft man die Spende in die Fluten nach, daß er sie dort in Besitz nehme und sich an ihnen erquicke.

Mit zunehmender Vergeistigung der Gottesvorstellung verläßt der Opfergedanke die alte Meinung, daß solche Gabe eine wirkliche Götterspeise sei. Aber wie Sinnbilder der Selbstentäußerung und der Verehrung werden nach wie vor die Opfer weiter dargebracht als Huldigungsopfer und Sühnopfer. Immer und immer wieder verstärkt der Fromme die Kraft seines Gebets durch Spenden an

die Götter, mit denen er in vertrauter Gemeinschaft bleiben will.

Zum Opfer bedurfte man des Altars, denn nur am bestimmten Orte wohnt der Gott, den man sich schenkend freundlich stimmen will; nicht überall ist man seiner Nähe gewiß. So ist der Altar zunächst der Platz, an dem ein Gott regelmäßig mit seinen Dienern verkehrt. Er ist das sichtbare Zeichen des göttlichen Naheseins, das bleibende Denkmal der durch das Opfer vermittelten und stets sich erneuenden Wechselbeziehung zwischen Gott und Mensch. Hier nimmt der unsichtbar Waltende die Gebete und Gaben der Staubgeborenen entgegen. Darum bestrich man in ältesten Tagen den geheimnisvollen Felsen, die Steinsäule, in der der Gott hauste, mit dem dampfenden Blute, um so die Wohnung Gottes und ihn selbst zu tränken. Und nachmals, als die Opfervorstellungen innerlicher, die Opferbräuche gekünstelter wurden, wußte man doch am Altare, dem Opfergeräte, zu dem der alte Felsblock sich gewandelt hatte, den Gott nahe. Und seine Nähe verbürgte seinen Schutz. Zum Altar flüchtete sich darum, wer menschlicher Obergewalt und angedrohter Strafe entfliehen wollte.

In keiner einigermaßen ausgebildeten Religion fehlt darum für den Gottesdienst der Altar. Ursprünglich etwa ein unbehauener Steinblock, ein roher Erdaufwurf, ein Untersatz vor dem Felspfeiler, darin der Gott wohnt, ist er mit zunehmender Kunst und Gesittung zu jenem Gebilde geworden, das uns aus ungezählten Abbildungen bekannt ist und mit dem wie sofort beim Nennen des Worts die Vorstellung einer Opferstätte verbinden. Von unserer Kindheit Tagen her tönen uns die geheimnisvollen Reden nach, mit denen der Lehrer uns erzählte vom Brandopferaltar und Schaubrottisch des jüdischen Tempels. In Kunstsammlungen oder auf Trümmerstätten der antiken Welt standen wir an solchen Gebilden, die in der verschiedensten Gestalt und Größe doch nur dem einen Zwecke dienten, Gabentische zu sein für fromme Menschenspenden an selige Götter.

Es ist nicht möglich, eine bestimmte Grundform für die Altäre festzustellen. So verschieden die Volksart, der Zeitgeschmack, die Religionsvorstellung, so verschieden war und ist die Gestalt des Altars. Doch mag etwa gesagt sein, daß der in Stein gebildete Würfel die beliebteste Altarform darstellt, recht eigentlich die Nachbildung des Feuerherdes. Aber neben dem Stein hat man immer auch Erz und Holz verwendet. Und wenn uns als edelster Stoff dafür Marmor erscheinen möchte, so gelangt doch auch zu uns aus dem Altertum die Kunde von einem goldenen Altar in einem Tempel Babylons, den uns Herodot beschreibt. Alle reiche Kunst und Pracht vergangener und gegenwärtiger Tage hat diese Opferstätten zu gestalten und zu zieren gewußt.

Die Steigerung der Kunstfertigkeit zog eine Steigerung des künstlerischen Schmucks und auch der räumlichen Ausdehnungen nach sich. Eine alte Wandmalerei in Knosos stellt ein Heiligtum dar, in dem ganz ähnlich wie auf einem uralten mykenischen Goldplättchen der Altar wie ein gezimmerter Aufbau mit Säulen und umgeben von gehörnten Geräten erscheint – wie denn die „Hörner des Altars" immer eine gewisse rätselhafte Rolle beim Altarbau gespielt haben. Der Altar des Zeustempels in Girgenti, dem einstigen Akragas, hat vor dem Gotteshause stehend die volle Breite von dessen Stirnseite und besteht aus einem erhöhten Standort für die Priester sowie aus einer mächtigen Steinbank für die Brandopfer. Diese Bank ist gegen 50 Meter lang und 11 Meter breit. Der Altar der kaiserlichen Friedensgöttin, den der Senat im Jahre 13 dem Augustus an der flaminischen Straße in Rom errichtete, lag innerhalb eines von Säulenhallen umgebenen Raumes. Ein Mauergehäge, 11 Meter breit und 10 Meter tief, umgab den Altarhof, dessen Hauptschmuck im Innern prachtvolle Kränze feinster Steinhauerarbeit bildeten. Außen waren die Mauern in ihrem unteren Teile von ähnlich behandeltem reichem Rankenwerk übersponnen; darüber zog sich ein Festzug in trefflicher Bildhauerarbeit hin. Am berühmtesten aber ist jener gewaltige Altar in Pergamon geworden, der als „Thron des Satans" seine Stelle im Neuen Testament (Offenb. Joh. 2, 13) gefunden hat, und der noch heute als mächtiger Trümmerhaufen weithin über die Lande Kleinasiens ragt, während der 130 Meter lange herrliche Fries mit seiner marmornen Götterschlacht zu den wertvollsten Werken hellenistischer Kunst und Kultur gehört und jetzt ein vielbesuchtes Schaustück im Berliner Museum ist.

2. Der egyptische und der assyrisch-babylonische Tempel.

Sobald sich die Götterverehrung der Völker zur Anrufung einzelner tragbarer Natur- oder Menschengebilde verdichtete, bedurfte das heilige Götterabbild eines bestimmten Heims. Im Zelte der Nomaden mochte dazu eine Truhe genügen; in der Hütte des Landmanns waren Wandnischen, im Hause des Städters Mauerecken und Schreine dafür vorhanden. Die Dorfgemeinden errichteten ihrem Gotte kapellenartige Heiligtümer. In den großen und reichen Städten wie im Bereiche der fürstlichen Burgen wurde der Göttersitz zum Tempel.

Nicht zu jedem der zahlreich sich rings im Lande erhebenden Altäre gehörte ein Tempel. Aber zu jedem Tempel gehörte ein Altar. Vor oder in jedem Tempel ward eine Opferstätte errichtet, damit dort dem himmlischen Bewohner Gebet und Gabe darge-

bracht werden könne.

Je kunstreicher und wertvoller im Laufe einer langen Entwicklung das Götterbild ward, desto prächtiger und stattlicher wurde auch sein Haus. Die schönsten Götterbilder, die der Hellenen, wohnten in den schönsten Tempeln. Aber auch für den schlichtesten Fetisch und für die schlechteste Figur galt der Tempel als die eigentliche Wohnung des Gottes. Daher der heilige Raum auch naturgemäß seine Formen und seine Gestaltung zunächst der menschlichen Behausung entnahm. Alle Tempel sind vorerst nur nach der Ausdehnung erweiterte, im Werte des Baustoffs und der Ausstattung gesteigerte, in den Schmuckformen bereicherte bürgerliche oder höfische Wohnhäuser.

Diesen Zusammenhang zeigen auch die ältesten und gewaltigsten der uns, wenn auch nur in großartigen Trümmern überkommenen Tempel: die des Nillandes Egypten. Auch ihre Anlage hat sich aus dem Wohnhause entwickelt und hat trotz der mannigfachsten Abwandlungen dessen Grundform bewahrt. War das vornehme egyptische Haus dreiteilig und bestand es — durch den Hof und Garten von der Straße getrennt — aus einer Vorhalle, einem quergelegten Saal und einem dritten sich in die Tiefe erstreckenden Gemach, so entsprach dieser Grundrißbildung durchaus der Tempel als das Haus des Gottes. Ein heiliger Weg führte zwischen ernsten Steinfiguren zu der mächtigen Umfassungsmauer, die hochragend das Heiligtum von der lärmenden Welt abschloß. Als Vorbau erhob sich die von zwei gewaltigen schrägwandigen Türmen, den Pylonen, flankierte Torhalle. Dahinter befand sich als erster Hauptraum ein von Säulengängen umschlossener Hof, in dem der große Altar seinen Platz hatte und in dem die mannigfachen Opfer dargebracht wurden. Dann folgte der dritte Teil: ein von zahlreichen schwerfälligen Säulen getragener Saal, nachmals der „egyptische Saal" genannt mit hohem Seitenlicht und dem über die Seitenanbauten erhöhten Mittelschiff – später das Vorbild für die Basilika der hellenistisch-römischen und dann auch christlicher Baukunst. An diesem Saal, der den eigentlichen Raum für die priesterlichen Zeremonien, „das Heilige" darstellte, schloß sich die Cella, „das Allerheiligste", eine völlig fensterlose kleine Kammer, in der das Gottesbild seine Wohnung hatte. Dieses Bild war zumeist ein unscheinbares, kaum einen halben Meter hohes, aus Holz geschnitztes Gebilde. Auf ihm als auf seinem Leibe ließ sich nach dem Glauben der Egypter die Seele der Gottheit nieder, wenn sie vom Himmel hernieder kam.

Der egyptische Tempel erweckt den Eindruck festungsartiger Abgeschlossenheit. Schwer, massig und felsmäßig stellt er sich dar. Er hat auch in seinen schönsten Baudenkmälern längst nicht die

Geschlossenheit der Gruppierung oder die Harmonie der Verhältnisse erreicht, wie der Tempel der Hellenen. Seine Räume sind ohne rechte Klarheit der Anlage und ohne planmäßige Steigerung eben nur aneinander gereiht. Die mächtigen, breit hingelagerten Massen mit dem reichen Säulen- und Figurenschmuck und mit der alle Wände und Flächen dicht, bunt und stilistisch wirksam überziehenden Malerei tragen einen etwas engen, düstern, wenn auch feierlich ernsten und geheimnisvollen Charakter. Freilich kommt der gedankliche Mittelpunkt des Ganzen, die Cella baulich gar nicht zum Ausdruck und verschwindet völlig hinter der wuchtigen Menge der vorbereitenden Räume. Auch ist es eigentümlich und widerspricht unserem heutigen Kunstgefühl, daß die einzelnen Teile der großen Gebäudegruppe von vorn nach hinten allmählich an Höhe abnehmen: die Torbauten ragen am höchsten in die Luft, die Cella ist der niedrigste Bauteil. Ebenso geschieht es mit dem Lichte. Im Hofe erglänzt der volle Sonnenschein; im Heiligen fällt er gedämpft durch Fenster und Tor; im Allerheiligsten herrscht tiefstes Dunkel.

Lassen uns die mannigfachen Trümmerstätten doch im ganzen ein völlig klares Bild von der Gesamtanlage und Einzelausführung des egyptischen Tempels gewinnen, so sind wir bei der Wiederherstellung der in Assyrien und Babylonien gefundenen Ruinen vorerst noch fast ganz auf freie Vermutungen angewiesen. Denn nur kümmerliche Reste und wenige unklare Abbildungen sind uns von diesen Bauten erhalten. Doch läßt sich immerhin soviel erkennen, daß bei den Assyrern ursprünglich keine Kenntnis der Lasten tragenden und Decken stützenden Säule vorhanden war, daß man aber dort den Gewölbebau anzuwenden verstand, also imstande war, den Bauten eine Höhenentwicklung zu geben, die man mit senkrechten Mauern und aufrechtstehenden Pfeilern nie erreichen kann. So erhoben sich die Tempel den Königsburgen gleich auf stufenförmig über einander geschichteten, mit zunehmender Höhe an Umfang geminderten Terrassen wie mächtige sich oben verjüngende Türme, eine Nachbildung der heiligen Bergesgipfel. In der höchsten Zelle stand das Götterbild, für das ja auch hier alles was vorherging nur die sinnvolle bauliche und künstlerische Vorbereitung sein sollte.

Dazu kam bei den Babyloniern dann allerlei geheimnisvoller Zusammenhang mit der dortigen Neigung zur planmäßigen Darstellung des Weltalls und der einzelnen Beziehungen zu den Gestirnen. So werden die siebenstufigen Tempeltürme dem Tierkreis mit den sieben Planetenstufen entsprochen haben. Und der dreistufige Turmtempel versinnbildlichte wohl die Dreiteilung des Alls in Himmelreich, Erdreich und Wasserreich. Hier auch treten die

zwei Säulen auf, die freistehend und ohne irgend etwas zu tragen von nun an lange Zeit bei keinem vorderasiatischen Tempeleingang fehlen und die wir auch vom jüdischen Tempel her als die Säulen Jakhin und Boaz kennen. Sie haben vermutlich ursprünglich kosmische Bedeutung und sind Sinnbilder der das ganze Weltleben durchwaltenden Zweiteilung: Sommer und Winter, Licht und Finsternis, Sonne und Mond, Segen und Fluch, Leben und Tod, Mann und Weib.

3. Der Tempel in Jerusalem.

Die Zeiten gehen wohl ihrem Ende entgegen, in denen selbst unsere Volksschüler damit geplagt wurden, sich den Grundriß und Aufbau der israelitischen Stiftshütte und des jerusalemitischen Tempels mit allen Einzelheiten ihrer Ausstattung einzuprägen; wiewohl es noch immer genug Pfarrer und Lehrer gibt, die für die genaue Schilderung dieser Heiligtümer eine besondere Vorliebe hegen. Und erst unlängst noch äußerte ein gelehrter Arzt in aller gottseligen Bescheidenheit, er sei von Gott einer besonderen Offenbarung gewürdigt worden, da er aus des Propheten Ezechiel Schilderung bei genauer Nachrechnung der dort angegebenen Maße ersehen habe, daß die Vorhofhallen an vier Stellen kreuzförmige Gestalt gehabt hätten, mithin eine deutliche Weissagung auf des Heilands Kreuzestod böten.

So unsinnig dieser fromme Tiefsinn ist: er ist doch nur wieder ein neues Zeichen von der scheinbar unlöslichen Verquickung des jüdischen Tempelwesens mit dem Christentum, das ja doch im Gegensatz zu jener alten nationalen Kultusstätte entstanden ist. Aber das Sinnbildliche und Geheimnisvolle dieses Bauwerks nimmt noch heute die Seelen unserer Frommen mächtig gefangen, und es scheint ihnen besonders erfreulich und verdienstlich zu sein, sich irgendwie mit ihm innerlich verknüpft zu fühlen. Da es doch eher im Sinne ihres Meisters sein würde, jene alte Verbindung möglichst zu lösen. Denn der Tempel des Judentums mit all seinem priesterlichen Formenwesen war etwas unterchristliches, das vom Evangelium überwunden worden ist; ganz abgesehen davon, daß er fast nichts Selbständiges bot, sondern zumeist die Nachahmung, nur in wenigen Stücken die Fortbildung überkommener Formen und Bräuche darstellte.

Dabei muß ausdrücklich festgestellt werden, daß alle die ungezählten Nachrechnungen und Nachmessungen des Tempels auf Zion, und alle die zahllosen von Gelehrten und Dilettanten versuchten Rekonstruktionen und Abbildungen des heiligen Zeltes und des heiligen Hauses fast lediglich auf scharfsinniger, aber frei spielen-

der Einbildungskraft beruhen; denn die Bibelstellen, die uns von diesen Bauten ausführlich erzählen, sind trotz all ihrer scheinbaren Genauigkeit entweder in ihrem Texte so verderbt oder in ihrer Schilderung so undeutlich und unplastisch, daß man sich nach ihnen ein genaues Bild dieser Bauwerke gar nicht machen kann. Und was Ezechiel Kapitel 40—43 vom Tempel berichtet, ist ja ein Traumgesicht in einer unwägbaren Mischung von Dichtung und Wahrheit, dazu mit der besonderen Absicht verfaßt, den Tempel mehr als die Wirklichkeit das gezeigt hatte, von allem Weltlichen, also vom königlichen Palaste und von den staatlichen Bauten des Burgberges möglichst zu entfernen und in heilige Einsamkeit zu versetzen.

Nur weniges und allgemeines läßt sich mit einiger Sicherheit über den Tempelbau aussagen. Alle Darstellungen, die ins Einzelne gehen, gehen damit ins Bereich der unbestimmten Mutmaßungen und widersprechen sich darum auch zumeist schon untereinander in der Beantwortung der Grundfragen.

Wir haben es hier zunächst mit dem Tempel Salomos zu tun, denn die Schilderung der Stiftshütte, die während der Wüstenwanderung den gottesdienstlichen Mittelpunkt dargestellt haben soll, erweist sich allzu deutlich als nachträgliche Dichtung der Priester, die den Kultus ihrer Tage gern schon bis in die graue Vorzeit ihres Volkes hinaufgerückt sehen wollten. Salomo also baute den ersten Tempel. Dem prachtliebenden und baufrohen Herrscher genügte das schlichte heilige Zelt nicht mehr und er bedurfte in seiner neuen Haupt- und Residenzstadt ein glänzendes Nationalheiligtum für seine politisch-religiösen Einigungs- und Herrschaftspläne. Inmitten eines großen mauerumhegten Hofes auf dem Schloßhügel erhob sich zunächst der Altar, die stattliche Opferstätte. Er war vermutlich errichtet über dem heiligen Felsen, der noch heute (unter dem herrlichen Kuppelgewölbe des Felsendoms der von Omar errichteten Moschee Haram esch-Scherif) zu sehen ist und sich durch seine Rinne und Höhlung als uralte Opferstätte ausweist. Es war zwar eine alte Ueberlieferung aufbewahrt, nach der Jahve keine Kunstbauten sondern schlichtes Werk gefordert und die Anwendung behauener Steine für seine Altäre verboten hatte (2. Mos. 20, 24). Aber König Salomo hat sich so wenig wie später König Ahas um dieses Luxusverbot gekümmert und hat vielmehr einen kunstvollen Altarbau aus Stein und Erz herrichten lassen. Er war 10 Meter lang, 10 Meter breit und 5 Meter hoch; auf der Ostseite führten Stufen zu ihm empor. In seiner Nähe standen die übrigen für das Opfern und die Waschungen den Priestern nötigen Geräte, das eherne Meer und die zehn Fahrstühle, die alle ihre Vorbilder bei den Babyloniern hatten und bei denen

vermutlich noch bestimmte sinnbildliche Bedeutungen mancherlei Art mit in Frage kommen.

Westlich vom Altar stand der Tempel. Er wurde von phönizischen Bauleuten errichtet, da bei den Israeliten die Kunst keine rechten Meister hatte, und ist in seiner Grundform den egyptischen Tempeln durchaus gleich. Wir haben es bei diesem Bau keinesfalls mit einer eigenartigen Schöpfung zu tun. Es ist ein heidnischer Tempel gewesen wie alle anderen Heiligtümer des vorderasiatischen Altertums. Nur das Fehlen eines eigentlichen Gottesbildes unterschied ihn von diesen Bauten, wenn man nicht die Lade Jahves als solches bezeichnen will. Auch er ist nicht etwa ein Versammlungsort für die gottesdienstliche Gemeinde, sondern lediglich Wohnung der Gottheit. Daher auch in ihm die kleine Zelle die Hauptsache ist, in der im geheimnisvollen Dunkel Gott selbst thront. Und nur die Priester haben Zutritt in das Heiligtum, um dort heilige Handlungen vorzunehmen. Religionsgeschichtlich betrachtet hat sich die Gottesvorstellung der Israeliten in einer anderen Entwicklungslinie bewegt als die der umwohnenden Völker, wenn auch ihr Glaube einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben mag. Aber bau- und kunstgeschichtlich liegt der Tempel Salomos durchaus auf der allgemeinen damaligen Zeitstufe, ist in seinem Grundriß von den Nachbarländern übernommen und, soweit man beurteilen kann, in seiner Ausführung durchweg in stilistischen Mischformen hergestellt worden.

Wie die Tempel Aegyptens zeigte auch das Gotteshaus auf Zion außer der Vorhalle und mancherlei An- und Nebenbauten für priesterliche Wohnungen, Geräte und Verrichtungen zunächst einen Saal, das Heilige, den Raum für die amtierenden Priester und die Stätte für Schaubrottisch und Leuchter. Er war 20 Meter lang und 10 Meter breit. Daran schloß sich, durch eine dünne Holzwand geschieden und durch eine fünfeckige Tür zugänglich das „Allerheiligste" (hebr.: debhîr), ein vollkommen dunkler Raum in würfelförmiger Gestalt von je 10 Meter Länge, Breite und Höhe. In ihm befand sich die geheimnisvolle Lade Jahves, über deren ursprünglichen Inhalt befriedigende Klarheit nicht zu finden ist, und neben ihr standen zwei jener von babylonischer Kunst- und Glaubensübung überkommenen geflügelten Gestalten, die in Oelbaumholz geschnitzten Kerube (Luther: Cherubim), recht eigentlich das Zeichen der göttlichen Gegenwart.

Als die Juden aus der Gefangenschaft in ihre zerstörte Hauptstadt heimkehrten, war ihre erste Sorge, den Gottesdienst wieder einzurichten. Darum stellten Serubbabel und Josua zunächst den Brandopferaltar wieder auf; denn es gab keinen Gottesdienst ohne Opfer. Und zwar beobachtete man nunmehr treulich die alten

Vorschriften, schichtete den Altar aus unbehauenen Steinen und fertigte einen schiefen Aufgang bis zu seiner Höhe, und keine Stufen mehr, die das Gesetz verboten hatte. Dann wurde der Neubau des Tempels begonnen. Dieser zweite Tempel stand freilich dem salomonischen Bau an Pracht und Schönheit gewaltig nach, und die Alten, die in ihrer Jugend noch den Bau der Väter in all seinem Glanze geschaut hatten, klagten, das neue Heiligtum sei dem gegenüber „wie nichts". Aber in seiner Grundlage war dieser zweite Tempel dem ersten gleich. Nur daß jetzt von den Geräten das heiligste fehlte, die Lade Jahves. An ihre Stelle ward ein Stein gelegt, auf den der Hohepriester alljährlich am großen Versöhnungstage die Räucherpfanne stellte. Dafür stand jetzt im Heiligen neben dem Schaubrottische und dem siebenarmigen goldenen Leuchter ein Räucheraltar, also eine gottesdienstliche Neuerung denn früher hatten die Priester nur auf ihren Pfannen geräuchert.

Noch ein drittes Mal wurde der Tempel auf Zion neu gebaut. Das geschah unter Herodes dem Großen, der, prachtliebend und baufroh wie sein königlicher Vorfahre Salomo, sich an dem ärmlichen Bauwerke Serubbabels ärgerte und im 18. Jahre seiner Regierung (etwa 20 vor Chr.) den Umbau beginnen ließ, wodurch der alte kümmerliche Bau in ein stolzes prangendes Heiligtum verwandelt wurde, an dem man Marmor und Gold nicht sparte. Erst kurz vor seiner Zerstörung ist der Neubau ganz vollendet worden (etwa 63 nach Chr.). Großartige Säulenhallen und mehrfache, nach dem Grade der Heiligkeit künstlich abgestufte Vorhöfe für die Heiden, die Frauen, die Juden, die Priester umgaben ihn. Der Tempel selbst ward wesentlich in griechisch-römischen Kunstformen errichtet, behielt aber die alte Grundanlage und Einteilung bei und hatte auch im wesentlichen die alten bescheidenen Maße für seine drei Bauglieder: Vorhalle, Heiliges und Allerheiligstes. Denn wir müssen uns gegenwärtig halten, daß der Tempel auf Zion nicht größer gewesen ist wie eine mäßig große Kleinstadtkirche unserer Tage. Was ihn so stattlich machte, war nicht seine eigene Ausdehnung, sondern seine Umgebung mit den auf gewaltigen Untermauern ruhenden, die ganze weite Hügelfläche einnehmenden Hallen und Höfen.

4. Der griechisch-römische Tempel.

Vor den übrigen Völkern des Altertums hatten die Griechen in hohem Maße voraus das Gefühl für Ebenmaß und Klarheit, für Ordnung und Beschränkung, und besaßen zudem in einzigartiger Weise die Fähigkeit, diesem Gefühle den treffenden künstlerischen Ausdruck zu geben. Sie waren und blieben das eigentliche Kunst-

volk der Welt, wie denn Hegel auch ihre Religion mit gutem Grunde als die Religion der Schönheit kennzeichnen konnte. Nur darf man unter dieser Schönheit nicht lediglich formale Vorzüge verstehen, sondern muß sie als Aeußerung eines innerlich Erlebten nehmen; und muß dabei auch nicht nur etwas Heiteres und Lebensfrohes meinen, denn auch der Hellene wußte sein Leben rings von Schmerz und Tod umstellt und erkannte mit düstrem Ernste das unerbittliche Schicksal, das auf allem lastet, was atmet.

Auch die griechischen Götter sind ursprünglich Naturkräfte, welche die Mythen unter den Namen der Gottheiten zusammenfaßten, um sie dann wieder in zahllose Einzelwesen zu zerlegen. Aber rasch erhielt diese Natursymbolik eine ethische Fassung. Was sonst in unüberbrückbarem Gegensatze auseinander zu klaffen pflegt, das Sinnliche und Geistige, wurde bei den Griechen kraft ihres angeborenen Sinns für Harmonie ins schönste Gleichgewicht gebracht. Aus dem Gefühle heraus, daß der Mensch nach der Gottheit Bilde geschaffen sei, wurde das Göttliche im Menschen auf gottmenschliche Götter übertragen. Und wenn vorher die Welt und die Natur als der Leib der Gottheit galt, so ward nun die menschliche Gestalt und Art zu dieser Würde erhoben. Die Götter wurden ästhetische Ideale schöner Menschlichkeit, idealisierte Griechen in jener Verbindung von Anmut und Würde, die diesem Volke im „Schönguten" als das rechte Leitbild vorschwebte.

War der Götterglaube so eng mit dem ganzen Volksleben verknüpft, daß alle Volksfeste Götterfeste waren, daß die Tragödie am Altare des Dionysos entstand, und daß es recht eigentlich die Olympier waren, die das ganze hellenische Volk zu den olympischen Spielen versammelten, so war naturgemäß die Religion auch unlösbar mit der bildenden Kunst verbunden. Denn eben sie vermochte den geistigen Gedanken und Erlebnissen die rechte sinnliche Fassung zu geben. Beide Geistesmächte, Religion und Kunst, stützten einander gegenseitig, bildeten sich und wandelten sich in jener wundervollen Entwicklung, die das Kultur- und Kunstleben der Hellenen durchmachte.

So finden wir auch in der Darstellung der Götter als Menschen einen aufwärts strebenden Stufengang von schlichtester Bildung an bis zu dem heiligen, dem erhabenen und dann freilich auch dem schönen Stil, bei dem schließlich die Götter kaum noch anders aussahen als die wirklichen — nicht als die wahren — Menschen.

Der Eintritt in die menschliche Wohnung hatte die Götter den menschlichen Wesen näher gebracht. Die Wandlung ihres Symbols in das schöne Menschenbild forderte eine Behausung für den Gott. Für den kümmerlichen Fetisch, unter deren Gestalt der mykenische Mensch sich seine Götter hauptsächlich dachte, hatte es einer

besonderen Götterwohnung nicht bedurft. Jetzt aber forderte die reinere und edlere Verkörperung ein würdiges Haus. So schritt man zum Tempelbau.

Der griechische Tempel gilt mit Recht als ein Bauwerk von ganz einzigartiger Herrlichkeit und ist in der wunderbaren Harmonie seiner Anlage und seines Aufbaus schlechterdings nicht zu übertreffen. Nicht als ob er ohne jeden künstlerischen Fehler gewesen sei. Es lassen sich bei einigem Nachspüren Mängel sowohl nach der konstruktiven Seite hin, wie auch nach der der Ausschmückung finden. Aber soweit Menschenkunst Gipfelhöhen erreichen kann, ist das hier geschehen. Und nirgends sind Bauten zu finden, die für ihren Zweck so geeignet zugleich so einfach in ihrer Klarheit, so ebenmäßig in ihrer Gliederung sich darstellen. Für den beruhigenden feierlichen Ernst und für die heitere Würde dieser Tempel ist kein Ruhmeswort zu hoch gegriffen. Wer sie an Ort und Stelle hat schauen dürfen, nahm von diesem Bilde einen tiefen Eindruck für das Leben mit, der nicht nur ästhetischer, sondern auch religiöser Art war. Und dieses Gefühls braucht sich Niemand zu schämen. Auch die Empfindung der Erhebung, die den Protestanten in den deutschen Domen des Mittelalters überkommt und der wir uns ruhig hingeben, ist letztlich nicht das protestantische Glaubensgefühl, sondern das von mittelalterlicher Kirchenstimmung getragene. Aber wir spüren, daß dieses Empfinden allgemein menschlich ist und erkennen darum auch die tiefe Wahrheit des antiken Glaubensgefühls in seiner höchsten Würde und festlichsten Erhebung bei den Bauten hellenischer Volksfrömmigkeit und hellenischer Kunst.

Auch der griechische Tempel ist nicht mit einem Male geschaffen worden, sondern ist erst nach manchen Vorstufen, teilweise mit Benutzung fremdländischer Baumotive und Schmuckformen, im Laufe der Zeiten entstanden, und er geht in seiner Grundgestalt letztlich auch auf das Wohnhaus zurück. Ja, noch auf der höchsten Stufe seiner Vollendung bewahrt er das Gepräge eines Hauses, wenn auch eines idealen, ohne Rücksicht auf gewöhnliche, zufällige Bedürfnisse geschaffenen Hauses. Und wie das alte griechische Wohnhaus ursprünglich ein Holzbau war, so haben wir uns auch die alten Tempel wie Blockhäuser in Holz errichtet zu denken. Noch in späten Tagen waren im Zeustempel von Olympia einzelne Holzstützen zu sehen, die noch nicht durch Steinsäulen ersetzt waren, da man nur allmählich bei nötiger Erneuerung das Alte dem Neuen opferte.

Weil der griechische Tempel seinem Grundgedanken nach ein Säulenhaus war und bei ihm um das in länglichem Viereck gebildete „goldreiche, fernstrahlende Haus des Gottes" Säulengänge liefen, auf deren Gebälk das Dach ruhte, so wurde ganz naturge-

mäß bei der eingeschlagenen Entwicklungslinie, die auf Bauten drängte, die an Größe und Monumentalität wuchsen, die steinerne Säule eingeführt, die ja recht eigentlich in ihrer tragbereiten Kraftfülle und mit ihrem elastisch lebendigern Aufwärtsstreben das Kennzeichen des griechischen Tempels geworden und geblieben ist. Nirgends erscheint sie als bloß schmückender Anbau oder nachträgliche Hinzufügung, sondern sie ist von Anfang da als dem Plane organisch entwachsen und für den bestimmten Zweck notwendig. Auf ihr ruhte das Dach. Und zwischen ihren Reihen wurde der Gottessaal eingefügt. Das ist die große schöpferische Tat des griechischen Baugeistes, daß er den von einem Säulenkranze umgebenen Gottessaal schuf. Wie ein Baldachin breitet sich das säulengetragene Dach über den Tempel und schließt so alle Bauglieder zu einer harmonischen Einheit fest zusammen.

Die Säule selbst hat mehrfache Formen angenommen. Die älteste ist die dorische, die schmucklos mit einfacher Strenge und gedrungener Kraft nach oben strebt, alles Zufällige und Fremdartige vermeidet und mit ihrer Freude am Wuchtigen und Dauerhaften den Gedanken des Tragens rein und klar ausdrückt. Feinere Formen bietet die jonische Säule mit ihrem zierlich gelockten Kapitäl, das eine Versteinerung des noch heute bei persischen Häusern bräuchlichen Sattelholzes über den Stützen darstellt, mit ihren Voluten und Eierstäben; sie sucht mit der Kraft die Anmut zu vermählen. Und das schlankste, zierlichste Gebilde ist die korinthische Säule, die größere Leichtigkeit der Form und größeren Reichtum des Schmucks sucht und als ihr Kapitäl einen von unten nach oben sich erweiternden Blumenkelch mit reichem Blätterschmucke zeigt, eine Vollendung und Steigerung der alten ägyptischen Lotossäule.

Die Hauptsache war natürlich auch bei dem griechischen Tempel die Cella als die eigentliche Götterwohnung, in der das Gottesbild sich erhob. Sie stellte ein längliches Viereck in zumeist mäßiger Ausdehnung dar und bietet kaum genügend Raum für eine größere Versammlung. Ist sie doch auch zunächst im wesentlichen nur für die Priester bestimmt. Vor dem Gottessaale war eine Vorhalle hingelagert, durch die man hindurchschreiten mußte, um an der einen Schmalseite die offene, der Cella zuführende Tür zu erreichen, der gegenüber sich das Gottesbild befand. Zu dessen Füßen stand ein kleiner tischähnlicher Altar für die Opfergaben an Blumen, Weihrauch und anderen Spenden. Der Brandopferaltar, an dem die eigentlichen gottesdienstlichen Handlungen vorgenommen wurden, stand draußen vor dem Tempel dem Angesichte der Gottheit gegenüber. Ein geweihter Hof umgab das Haus. In ihm versammelte sich die festliche Gemeinde. Aber keine Schranke umhegte den Bau. Im Gegensatz zu den ummauerten Tempeln des Morgen-

landes erhob sich der griechische Tempel frei und weithin sichtbar, und war bequem zugänglich.

Die Römer haben wie ihre Religion so auch die Tempel zum guten Teile von den Griechen übernommen, haben sie aber mit der heimischen Bauweise wie mit der heimischen Götterlehre zu verschmelzen gesucht. Die alte etruskische Tempelform hatte eine nahezu quadratische Form gezeigt mit einigen leisen Anklängen an die dorische Kunst, nur daß in Italien alles plumper war wie in Griechenland. Der länglich viereckige Bau mit dem Säulengange hat sich aber bald auch in Rom durchgesetzt und ist bei den Tempeln die Regel geworden.

Die eigentliche römische Kunst zeigte sich nachmals schöpferisch in der Verbindung der Säulenanlagen mit dem Gewölbebau, der bei Grabkammern, Kanälen und anderen Nutzbauten schon früh in Italien bekannt gewesen ist, aber erst in der Kaiserzeit – durch asiatischen Einfluß – auch zu Kunstbauten verwendet wurde. Er erreichte seine höchste Steigerung im Kuppelbau, der auch morgenländischer Herkunft war, in Rom aber eine bedeutende Ausbildung erfuhr. Die höchste Leistung des römischen Kunstgeistes auf dem Gebiete des Tempelbaus war das von Hadrian errichtete Pantheon, das uns in seiner klaren Feierlichkeit noch heute den gewaltigen Eindruck eines wahrhaft hohen Heiligtums macht.

5. Propheten und Philosophen.

Religiöse Gemeinschaften können so wenig wie die anderen menschlichen Vereinigungen ohne Symbole bestehen. Nur ist mit diesen sinnbildlichen Handlungen die Gefahr verbunden, daß über dem pünktlich aber gedankenlos erfüllten äußeren Geschehen der tiefer liegende Sinn vernachlässigt oder gar ganz vergessen wird. So geschah es auch mit dem Opfer. Man konnte seine Bräuche äußerlich sehr wohl beobachten und innerlich dabei doch von jeder andächtigen Regung, wie sie doch den mit der Gottheit verkehrenden Menschen ziemt, fern bleiben. So daß dieser Gottesdienst zu einer leichthin vorgenommenen Wiederholung heiliger Formen und Formeln ausartete. Wenn da die Priester nicht darauf aus waren, auf das Sinnbildliche der äußeren Handlung und auf ihren eigentlichen geistigen Gehalt immer wieder drängend hinzuweisen, dann mußten Propheten und Philosophen aufstehen, die der Religion retteten, was ihr zukam, wenn sie wirklich Verkehr des Menschen mit der Gottheit sein sollte.

Hier also setzte warnend und mahnend die Tätigkeit der israelitischen Propheten ein, soweit sie sich auf die kultischen Handlungen bezieht. Nicht daß diese geist- und gotterfüllten Männer sich in erster

Linie etwa als Reformatoren des Tempeldienstes gefühlt hätten. Ihre Aufgabe lag im Grunde auf ganz anderem Gebiete, dem rein religiösen und nationalen. Aber die von ihnen erstrebte Vertiefung der religiösen Gesinnung und die geforderte Läuterung des sittlichen Verhaltens mußte notwendig auch zum Anspruch auf Aufrichtigkeit beim Gebet und Opfer kommen.

Wenn Elias mit der ganzen Wucht seiner gewaltigen Persönlichkeit für die alleinige Verehrung Jahves in Israel und gegen den Baalsdienst eifert, so tut er doch das auch deshalb, weil Jahve der Gott des Rechts ist, der ernste Gott der Väter, der dem Volke in der Wüste beigestanden und es auf Horeb begnadigt hat, während mit dem Dienste des alten Baal Unzucht und Zauberei verbunden waren, seine Opfer darum keinen sittlichen Wert besitzen konnten.

Was sich in der Tätigkeit dieses Propheten mehr als ein ahnungsvolles Vorspiel künftiger Bewegung darstellt, wurde zur deutlicheren Wirklichkeit, als der Prophet Amos auftrat und laut bekannte, daß er in dem Jahvekultus seiner Zeit eine Aeußerung rechter Frömmigkeit nicht mehr zu erkennen vermöge. „Habt ihr mir denn Schlachtopfer dargebracht in der Wüste?" fragt und klagt sein Gott und will damit aussprechen, daß das Opfer durchaus nicht die unerläßliche Bedingung für seinen Schutz und seine Liebe sei, wie das eben die opferlose Zeit der Wüstenwanderung erhärte. Und weiter erklangen die heftigen Scheltworte unsanft an die Ohren der Volksgenossen: „Ich hasse, ja verabscheue eure Feste, spricht Jahve, und mag eure Feiertage nicht riechen. Eure Opfergaben begehre ich nicht, und das Opfer von euren Mastkälbern sehe ich nicht an. . . Suchet Jahve, so werdet ihr leben. . . Suchet das Gute und nicht das Böse, damit ihr am Leben bleibt. Und Jahve wird dann mit euch sein, wie ihr jetzt wähnt." So erscheint dem Propheten, der den sittlichen Gedanken in den Mittelpunkt seiner Verkündigung stellt, der priesterliche Gottesdienst seines Volkes unter Umständen geradezu als Sünde, denn er lenkt nur allzuleicht den Blick von den Forderungen der Gerechtigkeit ab, deren Erfüllung allein die rechte Gottesverehrung verbürgt.

Auch Hosea vermag in den Tempelsitten und Opferbräuchen seiner Zeitgenossen keinen reinen Jahvedienst zu erkennen. Wenn er sieht, wie ein Stierbild betend angerufen wird, so ergrimmt er über diese Verehrung von Menschenwerk. Dieses ganze Gebaren mit Opferblut und Priestertun ist ihm ein unverdienstliches Geschehen. Denn Jahve „will Liebe und nicht Opfer, Erkenntnis Gottes und kein Brandopfer."

Und ähnliche Töne frommen Unwillens schlägt Jesaja an, der die eifrige Beteiligung seines Volkes am Tempeldienst und Opferkultus nur für eine wahnvolle Verkehrtheit ansieht. „Was soll

ich mit der Menge eurer Schlachtopfer? spricht Jahve. Satt hab' ich die Brandopfer von Widdern, das Fett von Kälbern; das Blut der Farren und Böcke gefällt mir nicht . . Bringt nicht Opfergaben mehr dar! Ein Gräuel sind sie mir. . . Eure Hände sind voll Blutschuld; waschet, reinigt euch! Schafft eure bösen Taten mir aus den Augen! Hört auf, Böses zu tun! Lernet Gutes tun! Trachtet nach Recht! Steuert den Gewalttätigen! Schafft den Waisen Recht! Führt der Witwen Sache!" Also sittliche Forderungen erhebt der Prophet, wenn sein Volk Gott gefallen will. Nur dann, wenn das Verhalten der Männer von Jerusalem mit ihren Gebetsworten und Opferbräuchen in Uebereinstimmung steht, können ihre Gottesdienste Wert haben; sonst sind sie eitel Heuchelei und bereiten Gott nur Anstoß.

Diese Gedanken werden mit steigender Dringlichkeit auch fernerhin verkündigt. Wir finden sie bei Jeremia und Deuterojesaja (Jesaja 40–66); und auch in den Psalmen klingt es deutlich, daß die Zerknirschung des Herzens Gott viel lieber ist als das Darbringen von Sühnopfern für eine schwere Schuld; wertvoller als das Dank- und Lobopfer nach der Errettung sei das Opfer der Lippen, mit dem man die Taten Gottes vor der Gemeinde verkündigen solle.

So gleichgültig sich die Propheten im Grunde ihrer Seele gegen Tempel und Altar verhalten und so deutlich sich bei ihnen der nahende geistige Gottesdienst ankündigt: völlig verwerfen wollten sie die alten Kultusformen nicht. Auch fernerhin sollten die Opferfeuer lodern und der Weihrauch nach oben duften. Nur das scheint ihnen ein verderblicher Wahn, daß die Religion Israels lediglich im Kultus bestehe und daß so das Volk seinem Gehorsam gegen Gott bloß durch Opfer genügen könne.

Die Gottesfrage die noch zu der oben angeführten Stelle aus Jesaja gehört: „Ihr kommt herein, mein Antlitz zu schauen, wer fordert das von euch?" läßt darauf schließen, daß der Prophet diese Rede im Vorhof des Tempels gehalten hat. Erst wenn man sie sich gesprochen denkt angesichts des rauchenden Altars, der opfernden Priester, der betenden Darbringer erhält sie ihre volle Anschaulichkeit und Schärfe. Damit ist aber natürlich nicht gesagt, daß Jesaja und die anderen Propheten zumeist im Tempel geredet hätten. Sie sprachen dann, wenn der Geist sie erfüllte, und just dort, wo eine lauschende Volksmenge sie umgab. Ihr Wort und Werk war an keinen festen Ort, an keine bestimmte Stätte gebunden. Nur daß an Festtagen, wenn die Arbeit ruhte, leichter die Möglichkeit geboten war, eine andächtige Gemeinde um sich zu scharen, als im Getriebe der Alltagsgeschäftigkeit (vgl. 2. Könige 4,23).

Auch bei den Volksrednern Griechenlands, die das Wort höher

achteten als das Symbol und die sich von der Predigt reinere Frömmigkeit versprachen wie vom innegehaltenen Opferbrauch, erfahren wir wenig über die Stätten ihrer Reden und haben bei ihnen so wenig wie bei den israelitischen Gottesmännern an bestimmte Versammlungsräume oder gar Predigthallen zu denken. Und doch ist uns hier noch immer ein Name geläufig, der sich vom Verkündigungsorte dieser Redner selbst herschreibt. Gerade die einflußreichsten dieser predigenden Weisen, die Stoiker, nannten sich nach einer Säulenhalle, Stoa, in Athen, wie sie sich dort und in anderen Städten der griechisch-römischen Welt als öffentlicher Vereinigungsraum zahlreich erhoben, in der sie sich versammelten, um dem Worte ihrer Führer zu lauschen und dann selbst die neue Predigt an das Volk zu richten. Das wäre dann sozusagen die erste Erwähnung eines besonderen Redesaals, den wir fast als Predigtstätte bezeichnen könnten, also ein deutlicher Schritt auf jener Entwicklungslinie, die zum Predigtstuhle, zur Kanzel führt, wozu sich ja naturgemäß eine geordnete, von bestimmten verordneten Predigern gehaltene Predigt nachmals entwickeln mußte.

Es herrscht einige Aehnlichkeit, aber ein noch viel größerer Unterschied zwischen den israelitischen Propheten und den griechischen Philosophen. Darin sind sie sich ähnlich, daß sie beide mit der Kraft ihres Wortes eine Religion verkündigen, die neben der althergebrachten Volksreligion etwas neues, höheres, geläutertes darstellen soll. Nach der ganzen Geistesart der Hellenen wurde freilich bei ihnen diese Religion mehr eine Art Philosophie mit klarer kühler Gotteslehre und nüchterner willensstarker Sittenlehre als ein gefühlskräftiger inniger Verkehr mit der ewigen Macht. Aber hier wie dort sollte die neu gebotene Erkenntnis ein höherer Ersatz für alte überholte Gebräuche sein, und auch die Philosophen wollten eine edlere Gottesverehrung, eine reinere Gesittung anstreben als das bei Opferdienst und Tempelwesen gemeinhin erzielt wurde.

Wenn einst in den großen Tagen der klassischen Philosophie die hohen Führer sich mehr an kleine Kreise auserlesener Jünger gehalten hatten, um für ihren Monotheismus — der sich an Reinheit und Höhe recht wohl mit dem der Propheten messen konnte — Anhänger zu gewinnen, so nahm in späteren Zeiten die Philosophie vielfach ein mehr demokratisches Gepräge an. Neben der stillen Arbeit in der Schule geht, namentlich bei den Stoikern, eine Wirksamkeit her, die sich an die Massen wendet. Den allzu vermenschlichten Göttervorstellungen und dem naiven Bilderdienst der Volksmenge wird ein geistiger Gottesbegriff, den äußeren Zeremonien und formelhaften Gebeten wird die Reinheit des Herzens als das beste Opfer, die Ergebung in den göttlichen Willen als das wahre Gebet gegenübergestellt. Das geschieht etwas lehrhaft

und rein verständig ohne rechte durchgreifende geistige Gewalt. Aber wenn Paulus auf dem Areopag gegen den Tempeldienst und für den Schöpfergott eifert, tat er es, wenn auch in seiner mächtigen Art, doch in der Nachfolge eben jener philosophischen Volksredner, die neben den Väterglauben eine neue vereinigte Religion zu stellen beflissen waren und deren Einfluß auf Klärung der Gotteserkenntnis und auf Milderung der Sitte wir nicht gering einschätzen dürfen.

Die Staatsreligion mit ihrem Priesterwesen und Opferdienst ging dabei wie bei den israelitischen Propheten neben der aufklärenden Tätigkeit der Philosophen einher. Diese Weltweisen haben ursprünglich die alten Bräuche der Volksreligion unbekümmert mit inne gehalten. Erst allmählich macht sich neben dieser Ehrfurcht vor dem Vätererbe der beißende Spott geltend. Da klagte denn Demosthenes, daß die Pythia, das griechische Götterorakel, „philippisiere", also tendenziöse Neigung für das Ausland bekunde; Cicero meinte, daß ein Augur dem anderen nur lächelnd begegnen könne; und Plinius spottete, die heiligen Hühner seien es, die den Gebietern der Welt geböten. Und mit diesem kalten Hohne ward die eigentliche auferbauende Tätigkeit dieser griechisch-römischen Volksprediger um ihre beste Wirkung gebracht.

6. Die Synagoge.

Die Frommen unter den Griechen und Römern, die an der staatlich verordneten und gepflegten Tempelreligion oder an der verständigen aber nüchternen Aufklärungsphilosophie kein volles Genüge fanden, wandten sich fremdländischen Kulten mit mancherlei seltsamen, oft sittenlosen gottesdienstlichen Bräuchen zu, oder sie begehrten Einlaß in jene verborgenen Genossenschaften, die mit geheimnisvoll bedeutsamen Zeremonien ihre heiligen Mysterien begingen, um der Gottvereinigung und der Unsterblichkeit sicher zu sein. Die Gläubigen der Juden, deren religiöses Leben durch die Opfer und Satzungen des vaterländischen Tempeldienstes nicht befriedigt wurden, suchten die Gebetsversammlungen der Synagogen auf. Die Synagoge ist das erste Kultgebäude, das nicht als Behausung der Gottheit oder als Stätte der Opferung, sondern für die gottesdienstlichen Zusammenkünfte einer Gemeinde errichtet wurde.

Die ersten Synagogen mögen während der babylonischen Gefangenschaft oder gleich nach ihr erbaut worden sein. Man hegte auch fern von dem heimatlichen, nun zertrümmerten Volksheiligtume den Wunsch, innerhalb der Glaubensgemeinschaft mit dem lebendigen Gotte zu verkehren, ihm in Demut und Andacht zu

nahen, seines heiligen Gesetzeswillens sich zu versichern. Dazu bedurfte es irgend einer Versammlungsstätte. So kam man zusammen, um am Sabbat der Predigt des Ezechiel oder den aufrichtenden Worten anderer Gottesmänner zu lauschen, die mit flammender Gewalt „das Gesetz" auszulegen verstanden. Und was so in der Not der Verbannung eine fromme Gewohnheit geworden war, behielt man auch nach der Rückkehr ins Heimatland bei. Man tat das umso lieber, als der Sinn der Zeit sich ohnehin dem Opferzeremoniell mehr entfremdete und das Gesetz mit seinen Rätseln und Pflichten in den Mittelpunkt der Frömmigkeit stellte. Zudem war für die rings in der Zerstreuung lebenden Volksgenossen der Tempel in Jerusalem gar zu weit und schwer erreichbar. Es war mühsam, zeitraubend und kostspielig, den Pilgerzug nach der heiligen Stadt Gottes allzuoft mitzuwallen; und auch wer das regelmäßig zu tun imstande war, fand es schwer, von diesem Festbesuche für sein religiöses Leben ein Jahr lang oder länger zehren zu sollen. So blieb der Tempel auf Zion wohl der eigentliche Glanzpunkt des jüdischen Glaubenslebens. Man achtete ihn hoch, man schmückte und pries ihn, man pilgerte zu ihm. Aber seine Bedeutung trat doch für die Frömmigkeit des Alltags zurück. Die empfing ihre Nahrung vornehmlich von den Zusammenkünften in der Synagoge, wenn dort am Sabbat die Einwohnerschaft sich vereinte, um aus der Vorlesung und Erklärung des Gesetzes immer besser die Gerechtigkeit zu erkennen, die allein vor Gott gilt.

Bald kam es dahin, daß sich in jeder nicht ganz kleinen Ortschaft Palästinas mindestens eine Synagoge befand und daß auch in heidnischen Städten die Judengenossenschaften sich allerorten solche Bethäuser errichteten. Das Neue Testament ist voll von Erwähnungen solcher Gebetsäle, deren Namen Luther mit „Schule" zu übersetzen liebt. So lehrt Jesus gleich am ersten Tage seiner öffentlichen Wirksamkeit nach der Markuserzählung (1, 21) in der Synagoge von Kapernaum; und auch in der Synagoge seiner Vaterstadt Nazareth hat er am Sabbat gepredigt (Mark. 6, 2). Auch seine Apostel haben das Evangelium häufig in solchen Häusern verkündigt, deren es in Jerusalem nach der Schilderung der Apostelgeschichte (6, 9) sogar für jede bedeutende Landsmannschaft eine besondere gab.

Nur dürftige Reste und dunkle Beschreibungen geben uns Kunde von dem Aussehen dieser alten Synagogenbauten. Und es ist schwierig, uns von ihrer baulichen Anlage und Ausstattung ein völlig genaues Bild zu entwerfen. Jedenfalls bezeugen die erhaltenen Trümmer, was ja auch sonst nahe liegt, daß je nach dem Grade des Reichtums einer Gemeinde solche Gebäude einfach oder kostbarer errichtet wurden. Von kargen Mitteln erzählen uns die

Ueberreſte jener Synagoge von Korinth, in der wohl auch Paulus einſt gepredigt hat und deren Türſturz mit der ärmlichen Inſchrift neuerdings Adolf Deißmann in ſeinem Buche „Licht vom Oſten“ abbildete. Von Wohlhabenheit und Kunſtfertigkeit dagegen reden die Trümmerſtätten in manchen ſyriſchen Ortſchaften, wie etwa die von Meiron oder die von Kefr Birim mit ihren ſchönen Schauſeiten mit helleniſtiſchen Schmuckformen an Säulen und Flachbildnereien.

Die Synagoge lag möglichſt auf einem erhöhten Punkte der Stadt. Ihr Dach mußte nach alter Vorſchrift die Dächer der benachbarten Wohnhäuſer überragen und man griff manchmal zu wunderlichen Erhöhungsmitteln, um das zu erreichen. Erſt die Mohammedaner, die ja recht eigentlich die jüdiſche Synagoge für ihre Gottesdienſte übernahmen und fortbildeten, haben zu der ſichern Auskunft gegriffen, ein Minaret neben jedem Bethauſe anzubringen, um es ſichtbar zu erhöhen. Wenn irgend angängig, umgab ein ummauerter, oft mit Säulen geſchmückter Hof, die Synagoge. Ihn mußte man durchſchreiten, ehe man in den Betſaal ſelbſt kam. Der hatte ſein Tor gegen Oſten gerichtet und war zumeiſt in der Form eines länglichen Vierecks erbaut, alſo in der naturgemäßen Geſtalt für einen Verſammlungsraum. Dem Eingang gegenüber befand ſich in einem etwas erhöhten niſchenartigen Hinterraume das eigentliche Heiligtum des Hauſes, die Lade oder der Schrein mit der in Rollenform geſtalteten Thora, der heiligen Schrift. Weiter in der Mitte des Raumes befand ſich das Bema, ein auf Stufen erhöhter Platz; auf ihm erhob ſich das bewegliche Leſepult, Almemor genannt, auf das beim Vorleſen die feierlich dem Schranke entnommene und feierlich aufgerollte heilige Schrift niedergelegt wurde. Die nötigen Lampen und Leuchter ſpendeten die in dem fenſterarmen Raume nötige Helligkeit. Ein in einer hängenden Ampel brennendes ewiges Licht ſandte ſeinen milden Glanz ohne Unterbrechung in den Saal. Männer und Frauen hatten geſonderte Plätze. Die Sitze der erſten Reihe wurden von den Schriftgelehrten und Aelteſten eingenommen, die mit dem Rücken gegen die das Bema und die Lade umgebenden Schranken, mit dem Geſicht gegen das Volk ſaßen.

Naturgemäß war es die Sache jeder Gemeinde, ihr Bethaus zu bauen und zu erhalten. Doch hat es auch damals ſchon Wohltäter gegeben, die wie jener judenfreundliche Hauptmann von Kapernaum, von dem der Evangeliſt Lukas im 7. Kapitel (Vers 5) erzählt, aus der Fülle ihres Reichtums Synagogen zum gemeinen Nutzen errichteten.

In den größeren Synagogen wurden täglich drei Betſtunden abgehalten. Dazu kam an den Sabbaten und Feſttagen noch ein

besonderer Hauptgottesdienst. Er begann mit einem aus mehreren Gesetzesstellen zusammengesetzten Bekenntnis, dem sogenannten Schema d. h. „Höre". Es folgte darauf ein Gebet, das vom Vorbeter stehend gesprochen und von der Gemeinde stehend angehört wurde. Als eigentliches Hauptstück schloß sich daran die doppelte Verlesung aus der feierlichst herbeigeholten Schriftrolle. Zunächst ein Stück aus dem Gesetze, die „Parasche", dann ein Abschnitt aus den Propheten, die „Haphtare". Diese Vorlesung wie die sich an sie anschließende erläuternde Predigt konnte von jedem dazu befähigten oder willigen Gemeindegliede gehalten werden. Während der Predigt saß der Redner sowohl wie die Gemeinde. Den Schluß machte der Segen, den vorzugsweise ein Priester oder Levit sprach, und auf den die Versammlung mit Amen antwortete.

Was uns bei dieser Art Gottesdienst auffällt, ist der eigentümlich lehrhafte Zug des Ganzen. Es fehlt alles sinnbildliche und gefühlsmäßig erbauliche. Nicht umsonst stand im Mittelpunkte das Redepult. Und Philo hatte so unrecht nicht, wenn er sagte: „Nichts anderes sind unsere Bethäuser in den einzelnen Städten als Lehranstalten der Klugheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit, kurz jeder Tugend, die Menschliches und Göttliches erkennt und ordnet." Aber ebenso auffallend ist das Fehlen jedes Unterschieds zwischen Priester und Laien, jener demokratische Zug, der keine Verschiedenheit von Chor und Schiff kennt und die ganze Gemeinde einheitlich und unterschiedslos zusammenschließt.

7. Das christliche Altertum.

a. Die Gemeindefeier.

Rührend liest sich bei Lukas die liebliche Erzählung von des zwölfjährigen Jesusknaben herzlicher Freude an dem Tempel in Jerusalem, in dem er sich so heimisch fühlt, daß er die heiligen Räume gar nicht mehr verlassen möchte. Und ergreifend ist es bei den drei ersten Evangelisten zu lesen, wie sich noch am Ende seiner kurzen Lebenstage des Mannes Liebe zum Tempel auf Zion in dem zornigen Eifer äußert, mit dem er den durch lärmendes Feilschen entweihten Hallen die feierliche Gebetsstille wiederzugeben sucht, die sich dort ziemt, wo der Mensch mit seinem Gotte reden will. Und doch hat es gerade dieser Baumeister aus Galiläa letztlich verursacht, daß das alte hochberühmte Gotteshaus seine Bedeutung für immer einbüßte, daß es vergessen und vernichtet ward. Denn der Gott, der ihm offenbar geworden war in all seiner Treue und Gnade, und zu dessen Dienst er die Mitmenschen so eindringlich einlud, bedurfte kein Allerheiligstes, um darin zu wohnen, er verlangte nicht Brandopfer und Räucherwerk von den Staubgebore-

nen zu seinem Wohlgefallen, sondern ihre Seele. Und wer auf Erden seine Herrschaft zurüsten und erflehen wollte, brauchte nicht Priester und Altäre für sein heiliges Werk; sondern mit den Brüdern froh im Verein sollte er den ewigen Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Ihrem Meister getreu haben die Apostel gewaltig gegen Tempeldienst und Opferaltäre geeifert. Stephanus hat es den auf ihre fromme Vergangenheit stolzen Juden zum bittern Vorwurf gemacht, daß entgegen dem klaren Gotteswillen ihr König Salomo einst dem einen Tempel gebaut habe, der nicht im Werk von Händen wohne, sondern dessen Thron der Himmel, dessen Fußschemel die Erde sei. Und Paulus hat allem heidnischen Wahn und Wesen gegenüber den Weltenschöpfer verkündigt, von dessen Geschlecht die Menschen seien, in dem sie alle leben, weben und sind, und der darum auch nicht in Tempeln wohne, als ob er etwas bedürfe, da er doch selbst Allen Leben und Odem gibt. Zum rechten vernünftigen Gottesdienst seien daher auch die rechten Tempel nötig und das seien nicht Bauten aus Marmor und Erz, sondern die Gläubigen selbst, in denen der Geist Gottes wohne.

Die verwaiste Jüngerschar hatte sich nach dem Hingang ihres Meisters anfangs täglich nach dem Väterbrauche innerhalb des Tempelgebietes in der Halle Salomos zusammengefunden. Aber ihr eigentliches Gemeinschaftsleben vollzog sich doch weit abseits von dem frommen Treiben der Oeffentlichkeit. Heimlich bei verschlossener Tür kamen die Gläubigen im Hause eines Freundes zusammen. Und was sie da trieben, waren auch nicht Gottesdienste im alten Sinn, sondern Versammlungen, in denen bange Seelen hoffnungsvoll und zukunftsfreudig im stürmischen Gebete ihrem Gotte nahten und sich gegenseitig an dem schier unglaublichen Erlebnis stärkten, daß der gekreuzigte und auferstandene Jesus von Nazaret ihr Herr und Christ sei.

Nach dem Sturmesbrausen und Flammenlodern des Pfingstfestes verband sich die schüchterne Schar enger und mutiger zum neuen Vereine. Ein christliches Gemeinwesen entstand mit neuem Brauch und heiliger Sitte. Der alte Tempel und sein Dienst verlor in den Augen der Brüder immer mehr an Bedeutung. Und auch ferne von Jerusalem schlossen Bekehrte den neuen Liebesbund, kamen zusammen und beteten gemeinsam. So entstand ein neues gottesdienstliches Wesen, noch ohne feste Formen und liturgischen Gesetze, und doch, deutlich wahrnehmbar, von einer neuen Weise. Ferner war es eine Vereinigung innigster Gemeinschaft; wenn die Brüder und Schwestern sich trafen, immer war das Gebet wie im Kämmerlein so im Verein ihr stärkster Trost, ihre seligste Kunst, ihre mächtigste Waffe. Aber dies Gebet konnte ertönen, wenn man der Apostel

Lehre angehört hatte, oder es erklang beim gemeinsamen Brotbrechen. Wortversammlungen oder Mahlversammlungen waren die feierlichen Zusammenkünfte der ersten Christen. In ihrem gottesdienstlichen Leben verknüpften sie so beides, was bis dahin von einander getrennt gewesen war: das Predigen und Hören des Worts und das Handeln und Wirken des Sinnbilds. Waren bisher zwei Entwicklungslinien spürbar, auf denen das gottesdienstliche Wesen mit seinen Sitten und Stätten verlief, die eine über Propheten und Philosophen zur Synagoge, die andere über Altäre und Opfer zu den Mysterien, so ward nunmehr beides in einer Gemeinschaft vereinigt, die Macht des gepredigten Worts und die Kraft der sinnbildlichen Handlung – recht verstanden die Vereinigung des Gebrauchs von Altar und Kanzel. Beides in neuer vergeistigter Gestalt mit neuem vertieften Inhalt, aber beides in der Vergangenheit wurzelnd und noch manchmal auf dem späteren Wege dieser Vergangenheit mehr eingedenk als gut, und im Sinne Jesu war.

Die eine Art der urchristlichen Gemeindefeier war also die Wortversammlung. Sehr ähnlich verlief sie wie die Betstunde in der Synagoge. Schriftverlesung, Predigt und Gebet waren hier wie dort die Hauptstücke. Nur war's kein Reden mehr, das kühl und lehrhaft unterrichten wollte, sondern eine stürmische Beredsamkeit geistergriffener Personen mit allen Schattierungen dieses Wortes als eins der Anbetung und des Dankes, der Bitte und Fürbitte, der Erbauung und Tröstung, der Ermahnung und Lehre. Die freie ungebundene, wohl auch gelegentlich ungebändigte Ansprache der prophetischen Gläubigen ist dann im Verlaufe der Zeiten bei Einkehr größerer Nüchternheit und Ruhe zur Kunstrede des Bischofs oder Presbyters, zur Predigt geworden. Aber noch immer blieb die alte Kraft des Gebets gewahrt und fromm erklangen die Weisen der Psalmen.

Früh am Tag des Herrn kamen die Brüder zusammen zur Wortversammlung. Wenn des Sonntags Abend kam, bei Dämmerung und Lichterschein vereinigten sie sich neu zur Mahlversammlung. So waren vordem die Gemeinschaften der Heiden zur Opfermahlzeit zusammengekommen, dessen sicher, daß dieses gemeinsame Mahl sie mit der Gottheit vereinige, wie es sie untereinander traulich und feierlich verbände. Jetzt war nichts mehr zu bemerken von Weihrauchwolken, Opfertieren und Blumenspenden; schlicht und einfach verlief das Mahl, bei dem nur die Getauften Zutritt fanden. Im Geiste echter Bruderliebe und Mitteilsamkeit wurde gegessen und getrunken. Der Gedanke an den Herrn gab dem Mahle seine Weihe. Becher und Brot gingen im Kreise herum, man betete, dankte dem Vater, gedachte seines Knechtes Jesus des Christs in Andachtsschauern ehrfürchtiger Treue, und wartete auf das zukünftige mes-

sianische Mahl in der seligen Vollendung. Eucharistie nannte man diese höchste Liebesfeier, denn ein Dankopfer brachte man in ihr dem ewigen Gotte dar.

Nicht lange dauerte es, so trat das Abendmahl in seiner Weise als Mahlversammlung zurück und nahm die Formen eines bestimmten Gottesdienstes an. Bereits zu Justins Zeiten im zweiten Jahrhundert war das eigentliche Dankopfer dem sonntäglichen Vormittagsgottesdienste angeschoben worden. Die alte Tischgemeinschaft wurde zur liturgischen Feier. Aber noch immer zeigt die Vereinigung der beiden Teile zu einer gottesdienstlichen Versammlung die alten Stücke des heiligen Worts und des heiligen Werks.

b. Das Gemeindehaus.

Von Privathäusern, in denen die Christen zusammenkamen, werden im Neuen Testamente beispielsweise genannt das Haus des Nymphas (Kolosser 4, 15), des Philemon (Philemon 2), in Ephesus und in Rom das Haus des Aquila und der Priscilla (1. Korinther 16, 9; Römer 16, 5); in Rom auch das Haus des Gajus (Römer 16, 22), zu dem dann die Ueberlieferung dort noch die Wohnungen des Senators Pudens, der Lucina, später auch der Cäcilia als Bethäuser der Christen bezeugt. Da die eigentlichen Wohnzimmer des antiken Hauses klein und eng waren, wird man annehmen dürfen, daß diese Versammlungen in einem der kleinen umsäulten, nur zum Teil überdachten Höfe abgehalten wurden, die unter dem Namen Atrium und Peristylium bekannt sind. Für einigermaßen zahlreich besuchte Mahlversammlungen konnten bei der raumheischenden Sitte des zu Tische Liegens auch diese Hallen kaum ausreichen. Jedenfalls, — ob mehr von der Raumnot oder mehr von dem Wunsche nach wirklich gottesdienstlichen Stätten getrieben, steht dahin — hat man bald innerhalb der christlichen Gemeinden besondere Säle gemietet oder gebaut, die lediglich für die Zwecke der feierlichen Zusammenkünfte bestimmt und dem weltlichen Verkehr entnommen waren.

Vom dritten Jahrhundert ab haben wir klare Zeugnisse für das Bestehen eigener christlich-gottesdienstlicher Gebäude. Schon Clemens von Alexandrien konnte um 200 behaupten, das rechte Heiligtum sei nicht der Tempel sondern die Kirche; und er meinte sie im baulichen Sinne. Auch Tertullian hat das im Auge, wenn er vom Hause Gottes redet. Das älteste Kirchengebäude aber, von dem wir wissen, war die im Jahr 201 durch eine Ueberschwemmung zerstörte Kirche von Edessa. Von Kaiser Gallienus (259) kennen wir einen Erlaß an die Bischöfe, laut welchem die zwangsweise Einziehung der für religiöse Zwecke bestimmten Orte der Christen nicht mehr erfolgen solle. Gregor von Nyssa berichtet von

dem etwa 270 gestorbenen Gregorius Thaumaturgos, er habe überall christliche Kirchen errichtet. Der alte Kirchengeschichtsschreiber Eusebius erzählt, daß in den Jahrzehnten zwischen den Kaisern Valerian und Diokletian (260—290), die den Christen Ruhe von den Verfolgungen brachten, mit dem Anwachsen der Christengemeinden die alten Gebäude nicht mehr genügten und daß in verschiedenen Städten geräumige Kirchen von Grund auf gebaut worden seien. Vor der Diokletianischen Verfolgung (303) hatten die Christen allein in Rom vierzig Versammlungsorte. Und Kaiser Konstantin (306—337), der seine christliche Gesinnung auch baulich betätigen wollte, hat nicht nur neue Kirchen erbaut, sondern auch schon vorhandene erneuert.

Kein Trümmerrest, keine Zeichnung, keine Beschreibung gibt uns genauere Nachricht über das Aussehen dieser ersten christlichen Gotteshäuser. Aber wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß es lediglich Nutzbauten gewesen sind, die ohne Aufwand an Kunstmitteln errichtet wurden. Zu monumentalen Bauten fehlte den Gemeinden sicherlich das Geld und die Sicherheit. Denn auch in den Ruhezeiten blieb das Christentum innerhalb des römischen Staatswesens eine unerlaubte Religion und durfte als solche keinesfalls irgendwie stattlich in die Augen fallende Gotteshäuser errichten. Waren es wirklich eigene für die gottesdienstlichen Zwecke erbaute Kirchen, in denen die Gläubigen zusammenkamen, so haben wir uns diese von unansehnlicher Gestaltung, in versteckter Lage, fern von der Straße inmitten von Häusern und Höfen, wenn auch auf christlichem Grund und Boden zu denken, keinesfalls aber als künstlerisch ausgestattete Prachtgebäude. Sonst hätte die als besonders glänzend geschilderte Kirche von Nikomedien, wie uns doch berichtet wird, nicht in wenigen Stunden mit Brechstangen dem Erdboden gleichgemacht werden können.

Die christliche Kirche war ähnlich der Synagoge kein Gottessaal wie der Tempel, sondern ein Gemeindehaus. Nicht irgend ein Altar oder Bildwerk war in ihr das Hauptstück, sondern der Versammlungsraum für die Gläubigen. Man schuf also zunächst einen Saal, in dem die Andächtigen sich zur Wort- oder Mahlversammlung vereinigen konnten. Darin wurden dann für die den Gottesdienst Leitenden, für die Gemeindebeamten und für hervorragende Redner besondere Ehrenplätze auf den vorderen Sitzreihen angeordnet. Schon im Jakobusbrief (2, 2) wird geklagt, daß es auch für Gemeindeglieder verschiedene Plätze gebe, bequeme, auf denen sich die Reichen breit machten, und schlechtere — zum Stehen oder zum Hocken auf der Erde — für die Armen. Mit der zunehmenden Gliederung der Gemeinde in einzelne Aemter und Gruppen hat sich naturgemäß auch die Gruppierung der Stühle und Bänke

etwas geändert, aber immer blieben die Sitzgelegenheiten die Hauptsache im Kirchenraume. Im Angesicht der Gemeinde erhob sich der Rednerstuhl und das Lesepult, von wo aus der Predigtvortrag und die Schriftverlesung erfolgte, also die Andeutung der künftigen Kanzel. Einen Altar bedurften die Christen nicht, denn sie kannten kein Opfer, das sie Gott darbringen konnten. Als das einzige rechte Opfer galt ihnen die Selbsthingabe Jesu am Kreuz. Was sie brauchten waren Tische, um die herum sie beim Liebesmahle liegen konnten und auf denen die Speisen und Getränke stehen konnten, Becher und Brot inbegriffen. Paulus nennt diesen Tisch im 1. Korintherbriefe (11, 23) den Tisch des Herrn. Und ebenso tun das Eusebius, Athanasius, Chrysostomus. Später kamen dafür auch andere Namen auf, vor allem auch Altare und Altarium. Aber irgendwelche besondere Bedeutung legte man diesen Tischen nicht bei. Unter einem wirklichen Altare verstanden die Christen den „himmlischen" Altar, der schon nach jüdischem Glauben im Thronsaale Gottes stand, oder sie dachten dabei an das Kreuz Christi oder, wie aus Hebräerbrief 13, 10 ff. hervorgeht, an Christus selbst.

Gerade das Fehlen der Altäre in den christlichen Gottesdiensten war den Heiden besonders anstößig und sie wurden durch diesen Mangel in der Meinung bestärkt, diese Christen seien völlig gottlose Leute. Erst allmählich, als sich mit der Abendmahlsfeier die von vornherein naheliegenden Opfergedanken immer enger verknüpften, erhielt der alte Tisch des Herrn noch eine besondere Wertung. Nun brachte die Gemeinde ihre Gaben für die Feier dem Bischofe dar, der sie auf dem Tische zur Eucharistie weihte. Und schon Origenes sieht in dem Abendmahlstisch einen christlichen Altar und weiß davon zu erzählen, daß Christen zum Schmucke des Altars Beisteuern (Leinentücher?) geleistet haben. Auch Cyprian kennt den eucharistischen Tisch als christlichen Altar. Aber wie der Opfergedanke eben nur ein Begriff neben anderen war, mit dem man das heilige Mahl zu deuten und zu beschreiben suchte, konnte daneben getrost die alte Anschauung fortbestehen, die einen richtigen Altar grundsätzlich und selbstverständlich für die Christen ablehnte. So daß mit vollem Rechte Tertullian allem heidnischen Opferwesen gegenüber stolz und triumphierend ausrufen durfte: wir haben keinen Altar! Und tatsächlich galt noch auf lange Zeit hinaus der Abendmahlstisch nicht als ein heiliger kultischer Gegenstand, sondern auch bei aller Hochschätzung der auf ihm vollzogenen Feier eben nur als ein Tisch, den man für die eucharistische Feier eigens herbeitrug und zurüstete, und den man nach Schluß des Mahles wieder zur Seite stellte.

8. Die Basilika.

Kaum hatte Kaiser Konstantin das erlösende Machtwort gesprochen, das nach langen Jahrhunderten der Verfolgung der christlichen Kirche Freiheit und Sieg verbürgte, als auch sofort kirchliche Kunst- und Prachtbauten entstanden, die für den neuen Gottesdienst die neuen Formen in monumentaler Gestaltung boten. Die Baugedanken, die das neue Haus bilden sollten, waren in mancherlei antiken Bauwerken keimartig geboten. Vor allem die unter dem Namen Basilika sich rings in den Städten der griechisch-römischen Welt erhebenden Markt- und Gerichtshallen boten wertvolle Anregung. Aber es ist doch auch von christlicher Seite manch schöpferisches Neue hinzugekommen, als nun die Basilika als Gottes- und Gemeindehaus der Kirche geschaffen wurde, jene eigentliche normale Bauform für die christliche Gemeindekirche, die in der Folgezeit bis auf die Gegenwart fortgewirkt hat, und die wir nur als eine mustergültige Anlage voll innerer und äußerer Harmonie der Teile rühmen können.

Die älteste Beschreibung einer Basilika, die auf uns gekommen ist, stammt von Eusebius, der im Jahre 314 bei der Weihe der Kirche in Tyrus zugegen war und in seiner dort gehaltenen Festrede das Gebäude sehr ausführlich schildert. Doch sind auch nicht wenige Denkmäler jener klassischen christlichen Kirchenbaukunst erhalten geblieben, trümmerhaft in Kleinasien, wohlerhalten in Italien, wo diese Bauform mit besonderem Geschick ihre Ausbildung erfuhr, und zwar in Rom, aber von späteren Zutaten noch freier vornehmlich in Ravenna, wo die recht wohl erhaltene Kirche S. Apollinare in classe als echtes Musterbild einer abendländischen Basilika gelten kann.

Von außen sahen diese Kirchen schlicht und schmucklos aus. Ihre Hauptbedeutung besteht darin, ein Innenbau zu sein; und zwar sinds auch hier weniger die Einzelglieder und Schmuckteile, die so wertvoll sind, als die zweckmäßige und kunstvolle Gestaltung der gesamten baulichen Anordnung.

Der Basilika ist zumeist vorgelegt das Atrium, ein von Mauern umhegter Hof, an den vier Innenseiten mit bedachten Säulengängen versehen; in seiner Mitte ist der Waschbrunnen angebracht, der zur Reinigung benutzt wird, anfangs auch für die Taufen gebraucht wurde. In diesem Vorhause hatten die Büßenden des schwersten Grades ihren Platz.

Durch eine auf Säulen ruhende Torhalle trat man in den eigentlichen Vorraum, den Narthex, wo die Katechumenen standen, und durch ihn in das Gemeindehaus, das Schiff genannt. Dieser Hauptraum war als längliches Viereck mit starkem Uebergewicht der

Längenausdehnung gestaltet. Er war der Länge nach durch zwei (oder vier) Säulenreihen in drei (oder fünf) Schiffe geteilt, unter denen das Mittelschiff die Seitenschiffe in seiner Querausdehnung wie in seiner Höhe weit überragte. Die Obermauern des Mittelschiffes enthielten die Fenster, die dem inneren Raume das Licht zuführten. Die Säulen, die das Mittelschiff trugen und die man anfangs zumeist antiken Bauten entnahm, wurden zuerst noch nach der überkommenen Art durch den wagrechten Hauptbalken aus Stein, den Architrav, sehr bald aber durch breite Halbkreisbögen, die Archivolten, miteinander verbunden. Ueber das Mittelschiff breitete sich eine flache Holzbalkendecke. Seinen Abschluß bildete der Triumphbogen, ein hoher Bogen, der die Oeffnung zwischen Priesterraum und Gemeindehaus überspannte und oft mit Malereien reich geschmückt war. Durch ihn betrat man den erhöhten, für die Priesterschaft bestimmten Raum. Es war ein halbkreisförmiger Ausbau, der an der Schmalseite die Basilika abschloß und verschiedene Namen trug, unter denen Apsis der bekannteste ist. Diese Apsis war durch Stufen erhöht, damit der dort weilende Bischof und der Altar allenthalben gut sichtbar wäre, und durch Schranken von dem Laienvolke abgeschlossen. Sie war zumeist mit einer Halbkugel überwölbt, blieb aber fensterlos. In ihrem Scheitelpunkte saß auf stattlich erhöhtem Marmorthron der Bischof, umgeben von den Priestern und Diakonen, die, im Halbkreise der Apsiswand sich anschließend, auf fortlaufenden Bänken ihre Plätze hatten. Zu den Füßen des Bischofs in der Mitte der Apsis stand der Altar. Predigtstuhl und Abendmahlstisch waren so eng mit einander vereint, und beide zogen mit zwingender Gewalt den Blick des Eintretenden auf sich. Alle Hauptlinien laufen auf diesen Abschluß hin. In durchsichtiger Klarheit und durchdachter Einfachheit ist die gesamte Bauanlage ausgeführt: der künstlerische Wert dieser malerischen Perspektivierung ist ebenso bedeutend, wie der Gesamteindruck für den Besucher gewaltig und beruhigend zugleich wirkt. Und dabei entsprach das ganze Haus durchaus den Anforderungen, die der Gottesdienst für Zweckmäßigkeit und Uebersichtlichkeit an den Bau zu stellen hatte.

Freilich blieb es nicht lange bei dieser klassischen, ebenso einfachen wie monumentalen Anlage. Mit der Ausbildung der Lehre und Feier des Abendmahls, das sich vom Liebesmahl zur Messe wandelte, erhielt der Altar eine so überragende Wertung, daß er die Bedeutung des Predigtstuhls ganz verdunkelte. Auch wurden die schlichten Tischaltäre bei zunehmender Bedeutung des Märtyrerkultus mit dem Märtyrergrabe vereinigt. Zunächst so, daß man den Tisch über das Grab stellte. Später so, daß man ihn in das Märtyrergrab verwandelte, in seine Höhlung die heiligen Reste

barg und ihm selbst die Gestalt eines gemauerten Grabhügels, eines Kastens oder Sarkophags verlieh. Wozu dann noch allerlei schmückende Zutaten kamen, die den Altar immer mehr als das Allerheiligste, ja als eine besondere Wohnstätte der Gottheit darstellen sollten. Und so zog die alte überwundene Auffassung von einem Opferaltar und Gottessitz wieder in das christliche Gemeindehaus ein. Man begnügte sich nicht damit, eine Stätte für sinnbildliches Handeln zu errichten, sondern man verlangte mit massiver Gläubigkeit eine wirkliche leibliche Gegenwart des Gottes, dem man opferte.

Dadurch wurde natürlich der Predigtstuhl in seiner Bedeutung verkürzt und von seiner alten Stätte verdrängt. Der Altar war der eigentliche Mittel- und Zielpunkt des Gebäudes geworden; er duldete neben sich kein anderes Gerät, das die Augen des Eintretenden alsbald auf sich lenken könnte. Der Predigtort war ja auch längst nicht von dem geheimnisvollen Zauber umwoben, der mit wunderwirkendem Glanze über dem Opfertische schimmerte; er bedurfte auch keiner besonderen Ausschmückung, denn bald genug wertete das Urteil der Kirche den Priester höher als den Prediger. Von dem Augenblicke an, als es der Bischof nicht mehr für unbedingt notwendig erachtete, von seinem Stuhle aus über den Altar hinweg zur Gemeinde zu predigen und daher dieses ihm gleichgültig gewordene Amt an die Geistlichen niederer Ordnung abgab, verlor mit der Predigt auch seine alte Stätte an Bedeutung. Im glänzenden Ornate stellte sich der Bischof nun vor den Altar, da bisher doch die natürliche Stellung hinter ihm gewesen war, richtete sein Angesicht nicht mehr zur Gemeinde, sondern zum Kruzifix und zur geweihten Hostie und ward eben nun Meßpriester. Seine Predigertätigkeit übernahmen geringere Leute; sie traten an die Schranken (cancelli), die das Schiff vom Priesterraume trennten, um von da aus zu predigen, oder sie benutzten dazu die ursprünglich bloß für die Schriftverlesung bestimmten Redepulte, die Ambonen. Die schöne Vereinigung von Altar und Kanzel, die sich so natürlich aus der christlichen Auffassung und Gestaltung des Gottesdienstes ergeben hatte, war somit fürs erste unwiederbringlich dahin — und zwar schon in derselben Basilika, die einst als liturgischer Musterbau ersonnen worden war.

9. Zentralbauten.

So bewundernswürdig beim römischen Pantheon der mächtige Kuppelbau ist und so herrlich die dadurch gewonnene Raumgestaltung, so ist es doch nicht die letzte und höchste Bildung der kuppelgekrönten Rundbauform. Denn die Kuppel sitzt ringsum auf einer

starken Mauer auf, was bei einigermaßen ungeschickter Ausführung dem Ganzen etwas Schwerfälliges und Plumpes geben kann. Viel anmutiger und reizvoller wird die Anlage, wenn der kuppeltragende Mauerzylinder durchbrochen und in einige Pfeiler aufgelöst wird; und noch ein weiterer baukünstlerischer Fortschritt ist die Hängekuppel, die nicht auf einem runden Unterbau ruht, sondern aus dem Vieleck entwickelt wird. Durch geeignete Zwischenglieder, die Gewölbezwickel (Pendentifs), in die der untere Teil der Kuppel durch das Einschneiden der Trägerbogen aufgelöst wurde, ist die Lösung auf das Glücklichste erreicht worden, daß die Einheit der Wölbung die Vielheit der gegliederten Umfassungsmauer bedeckte.

Es lag nahe, daß die christlichen Gemeinden bei dem Bau ihrer Kirchen nicht achtlos an diesen Rund- nnd Kuppelbauten, wie sie zahlreich im Morgenland und seltener im Abendland errichtet wurden, vorübergingen. Ist doch gerade für Baumeister die Wölbung eines schönen Kuppelraums stets ein besonders ersehntes Strebeziel gewesen. So wurden die Gotteshäuser der Christen schon von den Tagen Konstantins an nicht nur in der Basilikaform, sondern auch als Zentralbauten errichtet. Die bekanntesten Baudenkmäler dieser Art stehen in Rom und Ravenna. Ihr mustergültiges Beispiel von unvergänglicher Schönheit ist die Sophienkirche in Konstantinopel, jetzt Moschee.

Nun besteht ein großer Unterschied in der künstlerischen Wirkung wie in der zweckmäßigen Ausgestaltung zwischen der Basilikaform und dem Zentralbau. Bei der Basilika beziehen sich alle Linien der Längenrichtung entsprechend auf den Schlußpunkt, die Apsis mit Bischofsthron und Altar, während bei der Rund- oder Vieleckskirche der Mittelraum die Hauptsache bleiben muß. Denn das ist ja die Eigenart des Zentralbaus, daß sich bei ihm das gesamte Bauwerk in gleichmäßiger Ausbreitung um einen Mittelpunkt und mit straffer und harmonischer Beziehung zu einer senkrechten Achse gliedert. Empfängt nun noch, wie es natürlich ist, der Mittelraum durch den Kranz der auf dem Krönungsgesims der Kuppel angebrachten Fenster ein verstärktes Licht, so läßt sich diesem glanzdurchfluteten Raume gegenüber in demselben Bau kein Bauglied anfügen, das die erste Stelle für das Auge erhält. Immer wird in einer Zentralkirche die als Nische an den Mittelraum angefügte Apsis gewissermaßen ein Anhängsel bleiben, und die überragende Hauptbedeutung muß dem Gemeinderaume zufallen. Solche Zusammenfassung einer andächtigen Schar war der Sammlung um einen Redner also der Aufstellung einer Kanzel nicht ungünstig. Sollte aber der Altar das allgemeine Ziel des Hauses für Auge und Sinn werden, so mußte er in einem Zentralraum seine Stelle im Mittelpunkt haben, auf den hin sich alle Glieder und

Linien beziehen. Das aber widersprach der gottesdienstlichen Sitte, nach der die Gläubigen alle das Angesicht nach ein und derselben Richtung kehren sollten, ohne sich um den Altar herum zu scharen.

So war es erklärlich, daß es bei der Anwendung des Zentralbaus für den christlichen Gottesdienst, wie er sich jetzt entwickelte, über einige bedeutsame Anfänge und Versuche nicht herausgekommen ist; diese Art Raumgliederung wollte sich eben nicht genügend der priesterlichen Lehre fügen, nach der der Altarraum die Hauptsache sei, während die Gemeindekirche erst in zweiter Linie zu stehen habe. Nur im oströmischen Reiche hat man, als dem kuppelgewöhnten Orient nahe, zahlreiche Zentralkirchen aufgeführt und, wie die Sophienkirche lehrt, diese ganze Art der Bauform künstlerisch durchgebildet. Im Abendland ist der reine Zentralbau immer nur ein geduldeter Gast geblieben, der in der Priesterkirche keine rechte Heimat fand; und auch die Bestrebungen der Renaissance-Baumeister haben ihn nachmals nicht völlig einbürgern können. Für den katholischen Gottesdienst ist naturgemäß die Basilikaform mit der stark betonten Längsrichtung dem Altare zu die zweckmäßigste Anlage. Erst der Protestantismus hat die Zentralanlage mit ihrem die Gemeinde straff zusammenschließenden Hauptraum weiter ausgebildet, da er dem Altar wohl gern eine bevorzugte Stellung einräumte, ihn aber nicht als die Hauptstelle des ganzen Baus werten mochte.

10. Die Moschee.

Der Protestant aus dem germanischen Norden, der etwa über Italien oder Spanien nach den mohammedanischen Ländern kommt, pflegt zunächst an den Moscheen seine besondere Freude zu haben. Während ihm die welschen Kirchen oft durch ihre überladenen Zierrate, ihre pomphafte Ausstattung, ihre zahlreichen quälenden Marterbilder und die häßlichen Votivgaben der Frommen abschreckten, sieht er in den Bethäusern des Islams Räume, die des Schmuckes durchaus nicht entbehren, die aber vornehmlich durch die geschmackvolle Einfachheit ihrer Gestaltung den Eindruck des Würdigen und Feierlichen machen. Während ferner in den katholischen Gotteshäusern fast alle Pracht und Kunst auf die Altäre und Priesterchöre gehäuft wird, erscheint hier die Gleichheit der Gläubigen vor Gott schon durch den Wegfall besonders verzierter Stätten und Räume sinnenfällig und erfreut den Beschauer; denn auch die Ausschmückung der Gebetsnische und der Kanzel hält sich in bescheidenen Grenzen und der ganze Raum bringt das Zusammengeschlossensein einer einzigen Betgemeinde ohne den klaffenden Unterschied zwischen Priestern und Laien zum deutlichen Ausdruck

Dazu pflegt in den Heiligtümern des romanischen Südlands gerade kein Mangel an Staub und Spinngeweb zu sein, und was die Andächtigen an mancherlei Schmutz mitbringen und zurücklassen, ist auch nicht wenig. Dagegen herrscht in den Moscheen tadellose Reinlichkeit; darf doch jeder Beter das heilige Haus nur betreten, wenn er sich sorgfältig draußen am Brunnen im Vorhofe Hände und Füße gewaschen hat; und drin etwa auszuspucken würde als freyle Entweihung gelten.

Der letzte Vorzug, der der großen Sauberkeit, ist nur eine mittelbare Folge, wenn auch eine sehr erfreuliche und nachahmenswerte, des Islam; die anderen einer größeren Schlichtheit und einer sozusagen größeren Geistigkeit des Raums sind von Mohammed unmittelbar beabsichtigt worden. Denn indem der Prophet sich anschickte, das entartete Judentum und das verzerrte Christentum zu reformieren, damit die alte Religion Abrahams in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder lebendig werde, hat er sich mit besonderer Heftigkeit gegen alles gewendet, was im gottesdienstlichen Leben nach Menschenvergötterung und Bilderverehrung aussah. Gott sei einer und habe keinen Sohn gezeugt. Darum auch nur der Glaube an den einen Gott zu fordern sei und der an den Gesandtenberuf Mohammeds. Fasten und Wohltätigkeit, Gastlichkeit und Milde, Opferbereitschaft im Kampf gegen den Unglauben, die Wallfahrt nach Mekka und vor allem das Gebet seien die rechten Aeußerungen wahren religiösen Lebens.

Das Gebet wurde streng geregelt. Es muß fünfmal des Tags geschehen. Es kann zu Hause, irgendwo im Freien oder in der Moschee stattfinden. Nur am Freitag muß es in der Moschee abgehalten werden. Die Moschee ist demnach das Bethaus der gläubigen Gemeinde. In ihr befindet sich, an den Versammlungsraum angeschlossen, eine kleine chorartige Nische, die Kibla, die nach Mekka zu liegt. Denn das Gebet ist nach Mekka hin zu richten. Ihm hat die Waschung vorauszugehen. Dann betritt der Gläubige mit unbeschuhten Füßen den mit Matten und Teppichen belegten Raum, nimmt die vorgeschriebenen Stellungen in der rechten Reihenfolge ein und spricht die gleichfalls angeordneten Formeln.

Da aber das heilige Buch der Mohammedaner nicht nur Glaubenslehre, sondern auch Rechtslehre bietet, so wird die Gebetstätte zugleich zur Erziehungsanstalt und zum Gerichtssaal. Die Ansprachen des Imam sind keine erbaulichen Predigten, sondern schulmäßig lehrhafte Vorträge. Für sie wie für die Koranverlesung sind in dem Raume noch besondere Pulte und kleine auf steiler Treppe zugängliche Kanzeln errichtet.

Die Moschee ähnelt am meisten der Synagoge, aus der sie sich

sichtbar entwickelt hat. Als gemeinsame Gebetsstätte bietet sie viel Zweckmäßiges und Würdiges. Nur erscheint das Gebet selbst mit seinen hunderterlei Anforderungen an die Stellung, Gebärde und Wortformel des Betenden so mechanisch veräußerlicht, daß teilnehmenden Zuschauern einer Gebetsversammlung der erste freundliche Eindruck des Bauwerks leicht schwindet. Es fehlt in diesem mohammedanischen Gottesdienst die Wirkung auf das Gemütsleben und der Ausdruck des Gefühlsmäßigen wie die Darstellung innerer Anschauungen. Es fehlt das Symbolische, es fehlt der Altar. Nur die Kanzel ist da. So behält das Ganze etwas Trocknes und Nüchternes. Stimmungsvoll sind nur die schlanken Türme, die Minarets, auf deren oberem Umgang fünfmal des Tags der Muessin erscheint, um mit lauter Stimme und figuriertem Gesang in den Straßenlärm hinunter seinen Gebetsruf ertönen zu lassen zu Ehren des einen Gottes, seines „Gesandten" Mohammeds, seines „Heiligen" Adam, seines „Freundes" Abraham, seines „Sprechers" Mose und seines „Geistes" Jesus.

II. Die griechisch-katholische Kirche.

Dem klugen und stolzen Konstantin war die Ehre nicht genug gewesen, römischer Imperator und Alleinherrscher zu sein. Ihm hatte der Ruhm vorgeschwebt, der Gründer einer neuen Zeit, der Stifter einer neuen Roma zu werden. So gründete er an einer der schönsten Stellen Europas, im Angesichte Asiens die neue Hauptstadt Byzanz. Damit war grundsätzlich die Trennung des gewaltigen Weltreichs in eine östliche und westliche Hälfte entschieden. Und während der abendländische Teil einem raschen Verfall zueilte, erwuchs das oströmische Reich zu einem blühenden Gemeinwesen überwiegend orientalischer Art. Die Kunst, die hier Jahrhunderte lang rege gepflegt wurde in einer eigenartigen Mischung östlicher und westlicher Formen, war die byzantinische. Die Kirche, die sich hier selbständig entwickelte und dann allerdings rasch erstarrte, die orthodox-katholische.

In der Vorliebe, die der Orient stets für die Zentralanlagen gezeigt hat, blieb die Gestaltung des gottesdienstlichen Gemeindehauses auch die Lieblingsbauform des oströmischen Reiches und seiner Kirche. Neu kam dabei hinzu, daß man versuchte, den runden oder vieleckigen Kuppelraum mit einem Längsbau zu verbinden, also einen Bau herzustellen, bei dem die Mittelachse betont wurde. Die Grundform bildete ein annähernd gleicharmiges, sogenanntes griechisches Kreuz, über dessen Vierung die Hauptkuppel emporstieg. Die Kuppel wurde durch einen von Fenstern durchbrochenen untergeschobenen kreisrunden Unterbau, den Tam-

bour, erhöht und getragen, wodurch sie erst zur vollen Geltung kam. Die Formen der architektonischen Ausschmückung wurden eben jener Kunstsprache entnommen, die wir die byzantinische zu nennen gewohnt sind. Doch haben sich auch rein asiatische Einflüsse geltend gemacht. Persische und indische Muster wirkten lebhaft bei der Ausschmückung der Kirchen mit. Dabei ging der Rundbau allmählich zum Teil in ein Achteck, später der Regel nach in ein Viereck über, dessen Kuppel von mehreren Nebenkuppeln umgeben wird. Aber diese Kuppeln waren nun nicht mehr die ursprünglichen, halbkugelförmigen, sondern sie erhielten die in Asien beliebten geschweiften birnen- oder zwiebelartigen Formen. Und es wurde der ganze Bau innen und außen mit einem unermeßlichen Reichtum von krausen und abenteuerlichen Verzierungen überdeckt.

Die griechisch-katholische Kirche zerfällt grundsätzlich in drei Teile. Zunächst betritt man die Vorhalle; von hier aus führt die Haupttür in das Schiff, den Gemeinderaum, und hinter diesem erhebt sich auf Stufen erhöht das Bema, der Ort für die Priesterschaft. In diesem letzteren Raume steht der Altar, und zwar hat jede Kirche — der ältesten Sitte treu — nur einen solchen, der dabei in der Regel die uralte Tischform behalten hat, auch „heiliger Tisch" genannt wird. Auf ihm liegt das Evangelienbuch und ein Kreuz. In einem Zipfel des sogenannten Antimensium, einer auf dem Altar ausgebreiteten seidenen Decke mit der Darstellung des Begräbnisses Christi, muß eine Reliquie eingenäht sein. Durch das Auflegen des Antimensiums wird jeder Tisch zum Altar.

Zwischen Gemeinderaum und Altarplatz wird das eigentliche Hauptmerkmal der griechischen Kirche, die Bilderwand, die Ikonostasis angebracht, die einigermaßen dem Lettner in den mittelalterlichen Kirchen des Abendlandes entspricht, aber eine viel reichere und bedeutungsvollere Ausgestaltung gefunden hat wie dieser. Sie hat immer drei Türen. Die mittlere, königliche oder heilige, ist der Eingang zum Altar. Die linke führt zur Anrichte, der Prothesis, wo auf einem Tische die Zurüstung zum Opfer getroffen wird. Die rechte führt in die Gerätekammer, das Diakonikon, den Raum zur Aufbewahrung der kirchlichen Gefäße und Gewänder.

Das Aufkommen der Bilderwand hat nun nötig gemacht, daß zwischen ihr und der Gemeinde noch ein weiterer Raum für die Chorsänger und den nicht beschäftigten Teil der Priesterschaft eingelegt werden mußte, der nun wiederum durch neue, wenn auch niedrige Schranken vom Gemeinderaume abgesondert wurde.

Vor der Bilderwand werden von den Priestern die Vorgänge des gottesdienstlichen Dramas gehandelt, die das Leben Jesu zum Gegenstande haben und der ganzen Gemeinde ungehindert sichtbar werden dürfen. Hinter ihr die Teile der Messe, die das Geheim-

nis des Todes Jesu darstellen, also am Altare, der Opferstätte, verrichtet werden müssen. Selbst wenn bei diesen Höhepunkten der Feier die Türen geöffnet sind, haben die priesterlichen Handlungen etwas geheimnisvolles. Mächtig wird durch die ganze an sinnvollen Gebräuchen und innigen Gesängen reiche Aufführung des heiligen Trauerspiels die Phantasie der Gläubigen angeregt, die dadurch zur Aufnahme des dreieinigen Gottes williger und fähiger gemacht werden sollen.

Eine Bilderwand muß mindestens zwei Bilder haben, rechts von der Mitteltür Christus, links Maria. Zumeist ist sie über und über mit zahllosen Heiligenbildern bedeckt. Bildhauerwerke sind ganz ausgeschlossen, daher ist auch das Kruzifix unbekannt.

Nach einer Kanzel wird man sich in diesen Kirchen vergebens umsehen. Sie ist nicht vorhanden, da es keine Predigt gibt.

12. Die romanische Kirche.

Als zu Weihnachten 800 in der Peterskirche zu Rom die Kaiserkrone das Haupt des Frankenkönigs schmückte, war ein Wendepunkt in der Völkergeschichte erreicht. Die Völkerwanderung war zu Ende, die Herrschaft der Antike vorüber. Die Germanen hatten erlangt, wonach ihr Sehnen und Streben ging, sie waren Roms Erben geworden. An die Stelle des alten römischen Reiches trat ein neues, „das römische Reich deutscher Nation". Im Abendlande lag hinfort nicht mehr der Schwerpunkt in Italien, sondern in Deutschland. Das trat auf allen Lebensgebieten bald klar zu Tage, nicht zuletzt auch auf dem der Kirchenbaukunst.

Der berühmteste Kirchenbau Karls des Großen ist die Palastkapelle zu Aachen, ein Kuppelbau, der in Anlehnung an ravennatische Bauten errichtet wurde. Aber die Zentralbauten sind auch in Deutschland wie in Italien vereinzelt geblieben. Im allgemeinen bildete man auch in der karolingisch-ottonischen Zeit die altchristliche Basilika aus und erreichte hierbei nach einigen Uebergangsstufen die Stilweise, die wir heute mit einem ziemlich unglücklichen Namen die romanische Kunst zu nennen gewohnt sind, da doch das Eigentümliche dieses Stils gerade das ist, daß er in seiner Durchbildung und Gipfelung eine besonders kräftige Aeußerung germanischen Wesens ist und jedenfalls in seinen Ursprungsformen weit weniger auf romanische denn auf orientalische Einflüsse zurückgeht.

Zeitlich begrenzt man die Vorherrschaft des romanischen Stils durch die Jahre 1000 und 1250, wobei denn freilich zu beachten ist, daß solche Zahlen recht unsichere Trennungen darstellen, da Anfang und Ende einer Kunstsprache sich nie scharf von den Vor-

stufen und Nachklängen scheiden lassen und es stets ein willkürliches Unterfangen bleibt, aus dem großen Strome kunstgeschichtlicher Entwicklung ein bestimmt abgemessenes Stück gleichsam herausheben zu wollen.

Es war die Zeit, in der Papst Gregor VII. die römische Liturgie in ihrer Einheit vollendete und auch in den Gebietsteilen einführte, die ihr bisher widerstanden hatten. Die römische Messe verdrängte endgültig und durchgreifend die verschiedenen Gottesdienstordnungen des Abendlandes. Rom setzte damals bis auf geringe und unwesentliche Ausnahmen seine Meßliturgie durch, die von da an täglich mit denselben lateinischen Worten in jedem Lande und zwar ebenso in den kleinsten Dorfkirchen wie in der größten Kathedrale gefeiert wird, und so ein beredtes Zeugnis von der Alleinherrschaft des Papstes auf dem gesamten Kirchengebiete ablegt.

Der Grundgedanke aber, der diese Entwicklung und Ausgestaltung des in der Messe sich vollendenden römischen Kultus beherrscht, ist die folgerechte Durchführung der schon in frühen Zeiten aufgenommenen Opferidee. Die römische Messe gilt als die wirkliche Darbringung des Opfers Christi vor Gott, als der tatsächliche Neuvollzug des neutestamentlichen Opfers durch das allein hierzu berechtigte neutestamentliche Priestertum, zwar für die Gemeinde, aber nicht durch sie und nicht einmal notwendigerweise vor ihr. Ihre Wirkung ist nicht durch die gläubige Andacht der heilsbegierigen Seelen, sondern lediglich durch den richtigen Vollzug von Seiten der Priester bedingt. Die Gemeindefeier ist mithin durch die priesterliche Handlung völlig verdrängt. Das Gotteshaus gestaltet sich demgemäß immer mehr zum Opferraum: die Gemeinde wird vom Heiligtum abgetrennt und wer predigen will, muß zu ihr ins Kirchenschiff herabsteigen. Im Chorraum ist kein Platz mehr für den Predigtstuhl; er ist allein dem Altar und der Priesterschaft vorbehalten. Und der alte Abendmahlstisch, in dem nun die Märtyrergebeine geborgen sind und auf dem das Opfer von Golgatha täglich neu vollzogen wird, ist jetzt durch die bischöfliche Weihe eine wirkliche Wohnung Gottes geworden.

In dieser Weise war die Grundlage für den Kirchenbau geboten; in dieser Gliederung wurden in der sehr bauluſtigen romanischen Stilzeit zahllose Gotteshäuser errichtet. Dabei erfuhr der ursprüngliche Grundriß der Basilika dadurch eine einschneidende Aenderung, daß man für die stark anwachsende Zahl der Priester und ihre immer noch zunehmende Bedeutung größere Räume bedurfte, als das einst nötig gewesen war. Man erweiterte daher jene Bauteile immer mehr, die für Altäre und Kleriker reichlichen Raum boten, und bildete insonderheit die Bauform eines lateinischen Kreuzes aus. Natürlich eben aus praktischen Gründen, und nicht etwa aus

ästhetischen oder gar symbolischen Motiven. Zwischen die rundbogige Nische, die Apsis, und das schon zur späteren Römerzeit vorhandene Querhaus schob man einen eigenen rechteckigen oder quadratischen Raum für den Altar ein. Das Querschiff stellt sich daher jetzt nicht mehr als ein bloßer Abschluß, sondern als ein dreiarmiger Bau dar. Das Langhaus durchdringt das Querhaus und setzt sich in seiner Breite noch ein Stück fort, bis es die abschließende Apsis erreicht. So wird der gesamte Grundriß kreuzförmig. Der Hauptaltar trat dabei von der Grenze zwischen Apsis und Querhaus hinweg in das eigene Altarhaus. Das nach beiden Seiten hin weit ausladende, zwischen Altarraum und Langhaus eingeschobene Querschiff wurde durch Nebenapsiden abgeschlossen, in denen dann wieder Altäre standen. Als die Menge der Reliquien in den einzelnen Kirchen immer größer wurde, auch immer zahlreicheren Geistlichen die Gelegenheit geboten werden mußte, gleichzeitig das stille Meßopfer zu halten, schuf man schließlich einen ganzen Kranz von Kapellen, der sich an den Chor und seinen Umgang strahlenförmig anreihte. In jeder Kapelle befand sich ein Altar. Der ganze östliche Teil der Kirche war lediglich für die Priesterschaft bestimmt. Er bildete eine eigentliche Priesterkirche innerhalb des Gotteshauses. Hier erhob sich der Hauptaltar, in seinen Nischen standen die Nebenaltäre; hier stand der neue bewegliche Faltstuhl des Bischofs, hier das feste Chorgestühl für die Geistlichen, hier waren die feststehenden oder beweglichen Lesepulte und was sonst noch die Priester an Gerät und Stätte für ihre heiligen Verrichtungen brauchten. Und so war denn die christliche Kirche wieder geworden, was vordem die Heiligtümer der Juden und Heiden gewesen waren: ein Wohnhaus Gottes, ein Ort der Opferung und eine Wirkungsstätte für die Priesterschaft. Wieder wie in alten, durch das Evangelium Jesu längst überwundenen Zeiten bildeten die Altäre mit ihren Opferzeremonien den eigentlichen Mittelpunkt des Gottesdienstes.

Der ganze Grundriß der romanischen Kirchen erscheint in seiner Gesamtanlage und in der Ausdehnung seiner Einzelteile rhythmisch gegliedert. Die Grundlage hierfür bildet die „Vierung", ein nach allen Seiten freiliegender, von vier kräftigen Pfeilern und ebensoviel hohen Gurtbögen abgegrenzter Raum, der dort entsteht, wo das Langhaus vom Querhaus durchdrungen wird, also im Scheitelpunkt des Kreuzes. Dieses Vierungsquadrat wird nun zur maßgebenden Einheit für alle übrigen Gebäudeteile. Ein solches Quadrat wird zu beiden Seiten der Vierung angeordnet, und bildet dadurch das Querhaus. Eins wird im Osten angefügt d. h. zwischen die Vierung und die Apsis eingeschoben und somit zum Chore gezogen. Das Langhaus entsteht dadurch, daß dasselbe Quadrat

drei bis sechsmal angebaut wird. Die Seitenschiffe sind dann in kleine (Viertels-)Quadrate eingeteilt, sodaß auf ein Hauptschiffsjoch je zwei kleine Nebenschiffsjoche kommen. Man nennt diese Bauweise, alles nach der einen Raumgröße harmonisch zu ordnen, sodaß die Größe des einen Raumes genau an die der anderen gebunden ist, das gebundene System.

Der Aufbau erhielt sein kennzeichnendes Gepräge durch den Gewölbebau, den in einer bisher noch nicht gekannten Weise auszubilden zu den bemerkenswertesten Verdiensten des romanischen Zeitalters gehört. Man ersetzte zunächst die leichte und feuergefährliche Holzbedachung über den schmalen Seitenschiffen, dann aber auch, als man den Mut dazu bekam und in Besitz der nötigen technischen Fertigkeiten gelangt war, über den breiten Mittelschiffen durch das massive widerstandsfähige Steingewölbe.

Die Türme, welche der altchristlichen Basilika zumeist gefehlt hatten und die, wo sie einmal errichtet waren, neben der Kirche freistehend ihre Stellung gefunden hatten, wurden jetzt in den Organismus des Gesamtbaus mit hineingezogen und gleichmäßig über die ganze Anlage verteilt. Kleinere Kirchen begnügten sich mit einem Turme; wo das Streben nach Pracht und Ruhm unter den bauenden Bischöfen und Orden besonders lebhaft war, da brachte man drei, fünf, auch sieben Türme an, je mehr desto besser. Sie erhöhen in ihrer kraftvollen Gestalt, ihrer großen Zahl und lebendigen Gruppierung die malerische Wirkung der romanischen Kirchenbauten ungemein, entsprachen aber in ihrer großen Zahl nicht dem Bedürfnis, sondern dem Wunsch nach äußerer Pracht.

13. Die gotische Kirche.

Was Karl der Große erstrebt hatte, ein Weltherrscher zu sein und dem römischen Papste nur die geistliche Macht über die Kirche zu lassen, ist von seinen Nachfolgern wohl als Ziel festgehalten, aber nur bei gelegentlichem starkem Gelingen auf kurze Zeit wieder verwirklicht worden. Und mit dem Zusammenbruch der Hohenstaufen begann der Einfluß des deutschen Volkes zu sinken. Ein andres trat in den Vordergrund, das Land, wo die treuen Söhne des Papstes wohnten: Frankreich. Dort erstand die neue geistige Vormacht, die durch Jahrhunderte die Führerin in allen Dingen des kirchlichen und kulturellen Lebens, damit auch die Heimat der neuen Kunst, der Gotik wurde. In der Landschaft Isle de France, wo dem romanisch-keltischen Blute am meisten germanisches beigemischt war, ist zum erstenmal in der neuen Formensprache gebaut worden, die dann allerdings ihre höchste Entfaltung auf deutschem Gebiete gefunden hat.

Gleichzeitig bezeichnet eben diese Kunst den höchsten baulichen Ausdruck für das Wesen der mittelalterlichen Kirche. Sie fällt mit der Blüte des Papsttums zusammen und währt vom 13. bis 16. Jahrhundert. Mitten in allen Wechselfällen war die Gewalt des Papsttums zu ungeheurer Größe angewachsen. Und mit ihm zeigte sich die Liturgie auf ihrem Höhepunkte angelangt, so daß nach ihr nun das katholische Kirchengebäude seine endgültige Gestalt bekam.

Nach immer neuen Altären entstand das Bedürfnis durch den wachsenden Dienst der Heiligen, deren eine immer größere Schar durch die Päpste geschaffen wurde; dazu hatten die Kreuzzüge einen neuen Reichtum von Reliquien in das Abendland geschleppt, und die religiösen Bruderschaften wetteiferten darin, dem Schutzpatron, den sie sich erkoren hatten, den Altar prächtig auszuschmücken. Vor allem mußten rings Marienaltäre errichtet werden, denn der Mariendienst kam damals in seine Blüte. Den höchsten Glanz aber konnte in ihren Gottesdiensten die Kirche entfalten, wenn es galt das Fronleichnamsfest zu begehen, 1264 nicht ohne Widerspruch eingeführt, um die Transsubstantiationslehre (die Lehre, daß die Abendmahls-Elemente der Substanz nach in den Leib Christi verwandelt seien) volkstümlich zu machen und die Herrlichkeit des Papsttums zu bezeugen. Da war das Brot zum Gott gewandelt und wurde in glänzender Prozession herumgetragen. Wer aber solches Allmachtswunder vollziehen konnte, der Priester, der mußte ja immer mehr hinausgehoben werden aus der Schar der Gläubigen, die nicht mehr wert gehalten wurden, den Abendmahlskelch zu empfangen und die nun je länger je mehr die Vermittlung des Gottesdieners bedurften, um vor ihren Gott treten zu können und die Heiligung zu erlangen. Und die gotischen Kathedralen stellten recht eigentlich die Hochburgen des siegreichen Klerus dar. War doch die ganze bauliche Anlage mit ihrer scharf durchgeführten Zweiteilung in Priesterchor und Gemeindehaus, mit ihren Kapellen und Altären in klassischer Vollkommenheit auf die Gottesdienste der Kirche mit ihren Messen und Prozessionen zugeschnitten.

Die übliche Meinung, wonach der gotische Stil überall da zu finden sei, wo man an Türen und Fenstern einen Spitzbogen angebracht sieht, ist ein gründlicher Irrtum. Den Spitzbogen als Schmuckform haben schon die Orientalen gekannt, die ihn wohl auch als ein brauchbares und wirksames Ornament erfunden haben. Das neue und eigentümliche der Gotik ist das, daß der Spitzbogen nun als Grundlage für die gesamte Raumentwicklung seine Anwendung fand. Ein Gebäude wird mithin nicht dadurch gotisch, daß es spitzbogige Fenster erhält, sondern dadurch, daß der Spitzbogen mit seinen raumbildenden Folgerungen zur Grundlage aller Bauglieder, zunächst vor allem der Deckenwölbung genommen wird.

Mit dieser Gewölbebildung ging die neue Gestaltung der Pfeiler als Hauptträger und die Einführung eines an der Außenseite des Gebäudes zu liegen kommenden Strebewerks und die Auflösung der Mauermassen Hand in Hand. Und damit hing wieder zusammen, daß die Verzierung der Bauformen nun nicht mehr äußere Zugabe und angehängter Schmuck ist, sondern daß das Ornament unzertrennbar mit den einzelnen Baugliedern verbunden ist. Dabei blieb es bei Aufbau und Ausschmückung der leitende Grundsatz, die Höhenentwicklung der einzelnen Bauteile stark zu betonen und das bauliche Knochengerüst der gesamten Anlage möglichst unverhüllt hervortreten zu lassen. Die Bauten wurden außerordentlich hoch ausgeführt, namentlich die Türme erhoben sich zu kühnster Höhe. Und man darf ruhig sagen, daß da auch religiöse Beweggründe mitgespielt haben und daß dabei die starke Sehnsucht nach den Seligkeiten des Himmels, die das Zeitalter im Innersten bewegte, auch nach baulichem Ausdruck rang.

Der gotische Stil hat sich in Frankreich und England mit besonderer Eigenart entfaltet. Aber in Deutschland hat er seine eigene Durchbildung und Vollendung gefunden. In der Frühgotik zeigen seine Bauten noch eine gewisse schwerfällige Strenge. In der Hochgotik ist mit der vollständigen Beherrschung der neuen Formen ein Streben eingezogen, das auf höchste Ausschmückung, auf luftig freie Gestaltung der einzelnen Bauglieder gerichtet ist und nichts schöneres kennt, als mit wunderbarer Geschicklichkeit das grundlegende Knochengerüst des Baus allenthalben frei zu zeigen, nun verziert mit Fialen und Krabben und wie all der andere schöne Zierat dieser Zeit heißt. Die Spätgotik suchte die überreichen Formen wieder zu vereinfachen und das ganze Raumgebilde zu einer möglichst gleichmäßigen Einheit zu gestalten. Auch hat sich damals vor allem unter dem Einfluß der Predigermönche, der Dominikaner und Franziskaner, eine neue Anlage, die Hallenform für die Kirchen eingebürgert, die nun einen möglichst ungegliederten Grundriß zeigten und in schlichter Einfachheit aufgeführt wurden. Aber zu dieser selben Zeit, in der man sozusagen die Kirche wieder zu einem weiten Raume schuf, wurde das trennende Bauglied, der Lettner, aufs höchste ausgebildet, der recht eigentlich eine hohe Scheidewand zwischen der Priesterschaft und dem Laienvolke aufrichtete. Denn trotz aller entgegenstehenden Versuche der Bettelorden ist eben die katholische Kirche immer wieder der Sonderung der Geistlichen verfallen; und bei allen Eigentümlichkeiten des gotischen Grundrisses ist doch auch hier immer nur das Streben darauf ausgegangen, den Chorraum mit dem Altar in den Mittelpunkt der ganzen Anlage zu stellen. Daher man beim Bauen auch gemeinhin mit der Herstellung des Chors begann, damit nur ja erst der Hoch-

altar und die Geistlichkeit untergebracht sei.

Naturgemäß wurde dem Allerheiligsten dabei allezeit die sorgsamste Ausgestaltung und die kostbarste Ausstattung zu teil. Die frühromanische Zeit hatte noch die althergebrachte Gestalt des aufgemauerten Grabes oder des von kleinen Säulen getragenen Tisches beibehalten, auch auf übermäßig wertvollen Schmuck noch kein großes Gewicht gelegt: Vorsetztafeln aus Holz oder Stein, dann auch aus Edelmetall dienten hauptsächlich dazu den Opfertisch zu verzieren. Mit dem 12. Jahrhundert wird auch der schlichte Altarbau von der zierenden Kunst ergriffen, seine Vorderseite wird durch Säulen und Bogen geteilt, kleine Standbilder des Erlösers oder der Heiligen wurden dazwischengestellt oder kostbares Mosaik und getriebene Goldplatten erhöhen die künstlerische Wirkung des Altars. Ein neues Bauglied vervollkommnete zur Blütezeit der Gotik den stattlichen Eindruck, als es Sitte wurde, die Altarrückwand, das Retabulum oder Superfrontale anzubringen, aus dem sich dann jene reichgeschnitzten, bemalten und vergoldeten Altarschreine entwickelten, die mit ihrer getürmten Krönung immer höher hinaufstrebten und mit ihren aufklappbaren Flügeln fast die ganze Breite des Chors ausfüllten. Die Hauptarbeit hatte nun nicht mehr wie einst der Goldschmied, Erzgießer oder Steinbildhauer, sondern sie fiel dem Bildschnitzer und dem Maler zu. Mit diesen prachtvollen Flügelaltären war nunmehr auch äußerlich für das Auge des Kirchenbesuchers die heilige Opferstätte so lebhaft und eindringlich als der eigentliche Mittelpunkt des ganzen Gebäudes gekennzeichnet, wie ihm schon zuvor innerlich die überragende Bedeutung zuerkannt worden war. Damit hatte die Entwicklung vom Tisch des Herrn zum Hochaltar seine Gipfelhöhe erreicht.

Die Predigt ist wohl auch im Mittelalter nie ganz verstummt, war aber im Laufe der Jahrhunderte sehr an Geltung und Gehalt zurückgetreten. Sie wieder in den Mittelpunkt der Gemeinde geführt zu haben ist wesentlich das Verdienst der Bettelorden. Die Folge dieses auf immer größere Ausbildung und Volkstümlichkeit gerichteten Strebens ist die Kanzel gewesen, die sich so aus den alten Ambonen und Altarschranken zu einem selbständigen Baugliede herausbildete. Zuerst waren es tragbare hölzerne Rednerbühnen, dann wurden es steinerne Predigtstühle, die zuerst auf Konsolen aufsaßen, dann als auf einer Säule ruhend gebildet wurden. Im 15. Jahrhundert errichtete man jene großen ins Mittelschiff gestellten Kanzeln mit reichem bildnerischen Schmuck der Brüstung, des Aufgangs und des Schalldeckels, wie deren eine die für den gewaltigen Volksprediger Geiler von Kaisersberg gebaute Münsterkanzel in Straßburg darstellt. Seitdem blieb die Kanzel, im Norden wenigstens, ein regelmäßiger Bestandteil des Kirchen-

gebäudes, behielt auch — vom Lettner, dem sie ursprünglich angehörte, ganz losgelöst — zumeist ihren Platz mitten im Gemeinderaum, bei mehrschiffigen Kirchen an einem Pfeiler des Mittelschiffs. Aber im Verhältnis zu der Stellung und Schätzung des Altars hat sie stets nur eine nebensächliche Rolle gespielt. Rein baulich betrachtet ist sie immer nur ein Anhängsel gewesen, das man füglich ebenso gut entbehren konnte, während der Altar samt Chor so organisch aus der ganzen Anlage herausgewachsen ist, daß mit seiner Entfernung aus dem Kirchenraume der eigentliche Zielpunkt des Gebäudes vollständig verschwinden würde.

14. Die protestantische Kirche.

Adolf Harnack hat mit gutem Recht gemeint, man könne ohne große Schwierigkeit die ganze Reformation Luthers unter dem Titel „Die Reformation des Gottesdienstes" beschreiben. Dann muß natürlich auch Luthers Stellung zum Gotteshause von der überlieferten verschieden sein. Wer den ganzen katholischen Sakramentsbegriff entwurzelt durch die siegreiche Behauptung, daß die Sakramente lediglich der Sündenvergebung dienen und nur eine eigentümliche Form des seligmachenden Wortes Gottes sind, der kann so wenig wie am Meßopfer auch am Meßaltar seine Freude haben. In der Tat hat Luther einen grimmigen Zorn auf die katholischen Kirchen des Mittelalters gehabt, nicht nur, weil „unter tausend Kirchen kaum hundert gefunden werden, darin Predigtstühle wären", sondern auch, weil Kirchenbauen als besonders heiliges und verdienstliches Werk angesehen worden war, und vor allem um des abergläubischen Meßopfergreuels willen, der in ihnen getrieben wurde. „Hier siehst du, warum der Donner gewöhnlich in die Kirchen vor allen andern Häusern schlägt, daß Gott ihnen feinder ist denn keinen anderen, darum daß in keinen Mordgruben, in keinem Frauenhause solche Sünde, solches Gotteslästern, solch Seelenmord und Kirchenverstörung geschieht noch geschehen mag als in solchen Häusern." Daß diese Kirchen eine besondere Heiligkeit und Weihe besäßen, wollte er nicht zugeben; man nenne zwar die Kirchen ein Gotteshaus, aber nicht weil da Gott wäre, sondern weil da Gottes Wort wäre, das darin gehört und gepredigt würde. „Denn keine andere Ursache ist, Kirchen zu bauen, so eine Ursache ist, denn nur, daß die Christen mögen zusammenkommen, beten, Predigten hören und Sakrament empfangen."

Bei solcher Auffassung konnte natürlich auch dem Altare keine besondere Bedeutung zugeschrieben bleiben. Luther spricht über den Abendmahlstisch mit großer Gleichgültigkeit. Er weiß nichts von seiner besonderen Heiligkeit. Denn ein Raum oder Gerät ward ihm nur heilig durch die jeweilige Verwendung, und eine Weihe

erhielt ihm Kirche und Altar nicht durch bischöfliches Segnen oder priesterliches Wirken, sondern allein durch das göttliche Wort, das da gepredigt und gehandelt würde. So hat er auch den bedeutsamen Ausspruch getan: „Da lassen wir die Meßgewänder, Altar, Lichter noch bleiben, bis sie alle werden oder uns gefällt zu ändern. Wer aber hier anders sich gebärden will, lassen wir geschehen. Aber in der rechten Messe unter eitel Christen müßte der Altar nicht so bleiben und der Priester sich immer zum Volk kehren, wie ohne Zweifel Christus im Abendmahl getan hat. Nun, das erharre seine Zeit."

Die erste – wie eine eherne Gedenktafel des Kurfürsten ausdrücklich rühmt – für den protestantischen Gottesdienst errichtete Kirche ist die unter Luthers Augen entstandene und am 5. Oktober 1544 von ihm geweihte Schloßkapelle zu Torgau. Sie ist ohne Rücksicht auf die alten kirchlichen Vorschriften erbaut worden, entbehrt völlig eines eigentlichen Chorraums, weist rings um die Kirche herumgehende Emporen auf und zeigte statt des gebräuchlichen Altarbaus mit Aufsatz und Bildwerk einen aus Stein stattlich und künstlerisch gemeißelten, in seiner Form doch ganz ungewohnt einfachen, wirklichen Tisch, eine auf vier – von Engelsgestalten gebildeten – Säulenfüßen ruhende Platte. Hier konnte der amtierende Pfarrer ebensowohl hinter wie vor dem Altartische stehen.

Auch Zwingli und seine Mitarbeiter protestieren mit allem Nachdruck gegen die römische Anschauung, die in der Teilnahme am Gottesdienst als des eigentlichen Heilsträgers ein verdienstliches Werk erkennt. Für sie gibt es so wenig wie für Luther eine Messe ohne anwesende Gemeinde. Dabei fordert der Grundsatz der Schriftmäßigkeit beim Gottesdienst die Ausscheidung alles dessen, was „dem göttlichen Wort ungleichförmig" sei. Der gottesdienstliche Raum ist auch den Reformierten nichts anders als die Versammlungsstätte der Gemeinde. Jeder Raum, in dem das Wort verkündigt werden und die Feier des Abendmahls stattfinden kann, ist zum Gotteshaus geeignet. Wie Zwingli sagt: „Man soll wissen, daß wo Gott angerufen wird, daß er da ist und erhört, und ist nicht an einem Ort näher oder gnädiger denn am andren". Um die vorhandenen Kirchen in protestantische Gotteshäuser zu wandeln, wurden aus ihnen mit Eifer zunächst die Bilder und alle sonstigen Ausstattungsgegenstände entfernt, die schriftwidrig und geeignet waren, den alten Götzendienst wieder zu entfachen. Natürlich wurden so auch die Altäre überflüssig. Man brach sie ab und erbaute aus ihren Steinen die vielfach fehlenden Kanzeln. An die Stelle des Hauptaltars trat ein weiß gedeckter Tisch. Hinter ihn trat der Pfarrer und sprach zur Gemeinde gewendet.

Da sich in allen Städten und Dörfern genug und übergenug

Gotteshäuser befanden, kamen die protestantischen Gemeinden anfangs nicht häufig in die Lage, neue Kirchen zu bauen. Ihre Hauptaufgabe bestand vielmehr zunächst darin, sich mit dem neuen Gottesdienst in den alten Räumen einzurichten. Dabei behielt man zumeist die überkommene bauliche Gliederung bei; die Kanzel blieb auf der gewohnten Stelle, an der Längsseite mitten im Kirchenschiff, stehen; der Altar wurde auf dem früheren hervorragenden Platze im Chore gern belassen, wenn er nicht in einem gar zu langen Chorraume aufgestellt war und darum der Zweckmäßigkeit halber vor dem Chor — der nun überflüssig wurde — seine neue Stätte fand. Blieb so im ganzen die alte Form und Raumeinteilung gewahrt, so wurde doch ein neues Bauglied erfunden oder — besser gesagt — ausgebildet, das nachmals eine völlige Umgestaltung des Kirchengrundrisses nach sich ziehen mußte, wenn man es auch anfangs mehr als einen Notbehelf in die alten Räume einklemmte.

Zunächst hatte es sich um das Anbringen festen Gestühls gehandelt. Die katholischen Kirchen boten solche Sitze nur im Altarraum für die Priester und Chorherren, die häufig den langen Gottesdiensten beiwohnen mußten und hierfür bequeme Sitzplätze fordern konnten. Die Gemeindeglieder hatten ja der kurzen Predigt und Messe stehend oder knieend beigewohnt und besonderer Stühle nicht bedurft. Die protestantischen Gemeindeversammlungen mit ihrem Wechsel von Lied und Gebet und mit ihren langen Predigten erforderten ein dauerndes Beisammensein der Kirchgänger. Diese erhielten darum alle Stühle und Bänke zum Sitzen und der alte Priesterchor erweiterte sich so zum Gemeinderaum. Was ursprünglich ein Vorrecht der Geweihten war, ward ein Recht der ganzen Gemeinde. Aber die Bankreihe und das feste Gestühl erfordert viel Platz. So wurde der Raum für die Kirchenbesucher, die bisher nur für ihre Person den Fußboden in Anspruch genommen hatten, nun aber Holzwerk zum Sitzen, Knien und Anlehnen bedurften, allzu beengt. Man mußte nach einem Auskunftsmittel suchen, die alte Zahl der Kirchgänger, und noch mehr, bequem unterzubringen, trotz der Raumbeengung durch die Bänke. So griff man einen alten Gedanken auf, den schon die katholische Zeit hier und da andeutungsweise verwendet hatte, und schuf sich Emporen-Einbauten. Die ermöglichten es, auf der alten Grundfläche nun übereinander an Kirchgängern zu versammeln, was bis dahin auf dem Boden des Kirchenschiffes nur schwer Platz gefunden hatte. Diese Emporenbauten konnten nicht immer glücklich und künstlerisch eingefügt werden. Vielfach wurden sie recht unschön eingezwängt, und bei weiterem Wachstum der Gemeinde wurden sie zum wirren engen Gehäufe. Aber sie sind trotzdem das Bezeichnende des protestantischen Kirchenbaus, das sich zuerst sieghaft überall durchsetzte,

und das man auch in der Folgezeit bei Neubauten beibehielt, weil es gestattete, auf einer verhältnismäßig kleinen Fläche eine große Gemeinde um Kanzel und Altar zu scharen.

Diese Folgezeit bewegte den protestantischen Kirchbaugedanken mit steigender Lebhaftigkeit in ihrem Sinne. Es konnte ja auch nicht ausbleiben, daß der schroffe Gegensatz, in dem die Anschauung der Reformatoren von Gottesdienst und Gotteshaus zur katholischen Lehre stand, schon äußerlich beim Raum der Gemeindeversammlung in die Erscheinung treten mußte. Konnte doch ein Unterschied gar nicht größer gedacht sein als der zwischen einer geweihten Wohnstatt Gottes und einem zur gemeinsamen Anbetung bestimmten Gemeindesaale. So findet man ziemlich früh lehrreiche Versuche, nicht nur den Altar, den man als Gebetsstätte, Segensort und Abendmahlstisch beibehielt, seiner alten überheiligen Würde zu entkleiden, sondern auch die Sakramentsstätte mit dem Predigtstuhl in möglichst nahe Verbindung zu bringen. Denn naturgemäß gewann im protestantischen Gottesdienste die Kanzel an Bedeutung, was der Altar an einzigartiger Wertschätzung verlor. Das Wort und seine Verkündigung in Predigt und Sakrament trat in den Mittelpunkt der Gottesdienste, an dem vordem einzig der geheimnisvolle Wunderzauber des priesterlichen Meßopfers gestanden hatte. Nun erwies sich die alte Art, nach der die Kanzel inmitten des Kirchenschiffes angebracht worden war, als sehr unzweckmäßig nachdem man feste Bankreihen aufgestellt hatte; denn dann hatten alle Kirchgänger, die von der Kanzel aus mehr nach dem Altare zu saßen, den Prediger zur Seite oder gar im Rücken. Da man nun naturgemäß dem Altar auch fernerhin seine Stätte im Angesicht der Gemeinde belassen wollte, kam man dazu, die Kanzel in seine unmittelbare Nähe zu stellen, damit auch der Prediger von allen Kirchenbesuchern gut gesehen werden könne. Man tat das entweder so, daß man die Kanzel dort an der Seite anbrachte, wo Altarraum und Kirchenschiff zusammenstoßen, oder — noch folgerechter und zweckmäßiger — dergestalt, daß man die Kanzel hinter dem Altare, also in der Haupt-Achse des Kirchenraumes aufstellte. Diese unmittelbare Verbindung von Kanzel und Altar ist im 17., vor allem im 18. Jahrhundert unzähligemale in alten und neuen Kirchen herbeigeführt worden. Sie stammt nicht etwa aus der Zeit der Aufklärung, sondern ist schon vom Luthertume erfunden und vom Pietismus ausgebildet worden. Und sie ist in vielen Ländern durch lange Jahrzehnte hindurch bei protestantischen Kirchenbauten die Regel gewesen. Sie ist zugleich mit der freien Gestaltung von Emporen vor allem in der Zeit des Barockstils zur höchsten Freiheit der Entwicklung gekommen. Und hier liegt die eigentliche Ausbildung einer wirklich selbstschöpferischen protestan-

tischen Kirchenbaukunst, denn sie zeigt die Zusammenfassung der gläubigen Gemeinde um die beiden Brennpunkte des gottesdienstlichen Lebens Wort und Sakrament. Man war damit zur alten klassischen Anlage der Basilika zurückgekommen, stellte Kanzel und Altar als gleichberechtigt hintereinander oder nebeneinander auf und hatte doch die Möglichkeit, diese alten Baugedanken in der eigenen Kunstsprache frei auszusprechen.

Dazu kam noch ein anderes. Am Ausgang des 16. Jahrhunderts hatte man bei der Einrichtung einer Schloßkapelle in Schmalkalden die Kühnheit besessen, nicht nur die Kanzel und den Altar, sondern auch den Orgelchor im Angesicht der Gemeinde anzubringen. Da sprach ein stark und echt protestantisches Gefühl mit. Denn tatsächlich hatte im evangelischen Gottesdienst die Stätte, von der aus der Gemeindegesang — diese besonders wichtige Neuerung — begleitet wurde, eine große, bisher ganz ungeahnte Bedeutung gewonnen. Der Choral, dessen die evangelische Gemeinde sich so herzlich freute, fand sozusagen in Orgel und Orgelchor seine sichtbare Verkörperung. Man hat darum diese Stellung der Musikstätte im Angesichte der Gemeinde auch anderwärts nachgeahmt und in vielen protestantischen Kirchen wurden so Altar, Kanzel und Orgel zu einer Gruppe wirksam und reizvoll vereinigt.

Die freie Entwicklung der protestantischen Kirchbaugedanken erlitt eine jähe Unterbrechung, als man mit Beginn des 19. Jahrhunderts in der romantischen Zeit ein Verlangen nach etwas Geheimnisvollem, Zauberischem bekam und darum die durchsichtige Klarheit und kühle Verständigkeit der Vorfahren auch auf dem Gebiete der Kirchenbaukunst zu schmähen begann. Das Ehrwürdige, Altgewordene, Mittelalterliche erregte neues Gefallen. Man gab sich mit Inbrunst dem Zauber der Stimmung hin und fand diese vor allem in den gotischen Kapellen und Kathedralen des Mittelalters wieder. Das Himmelanstrebende dieser Türme, Giebel und Fialen sagte dem sehnsüchtigen Drange romantisch gestimmter Seelen zu, der schlanke ragende Wald der Dompfeiler regte zu tausend sinnreichen Empfindungen an, und man berauschte sich an dem geheimnisvollen Dämmer der alten Hallen. Vor allem der hohe Chor mit dem zauberisch durch bunte Gläser hereinleuchtenden Lichtglanze hatte es dem Geschmack der Romantik angetan; wie ein seliges Selbstvergessen voll ahnungsvoller Gefühle überkam es den, der mit Schauern der Andacht in diesen heiligen Hallen weilte. Wobei man denn vergaß, daß der evangelische Christ in den Räumen gemeinsamer Anbetung nicht süßer Stimmung, sondern kräftiger Nahrung teilhaftig werden soll. Darum ließ man die gesamte bisherige Entwicklung eines protestantischen Kirchbaugedankens völlig außer Acht, vergaß alles, was die Reforma-

toren erkämpft und geschaffen, was die eigenen Väter ersonnen und gebildet hatten und suchte in unbegreiflicher Verachtung der eigensten protestantischen Vergangenheit in den Fragen des Kirchenbaus lediglich Anknüpfung an das vorreformatorische kathol. Mittelalter.

Noch immer ist dieser Wahn nicht völlig verflogen; noch immer gilt in einigen Kreisen für eigentlich kirchlich nur die Kunst, die irgendwie in ihrer Formensprache mittelalterlicher Weise ähnelt; noch immer lebt die Freude an romantischer Zauberstimmung fort und kommt gelegentlich, wie etwa bei der übertriebenen Vorliebe für die ästhetischen Reize eines geschmückten Altars und eines schönen Chorraums noch lebhaft zum Ausdruck. Im allgemeinen hat man aber doch eingesehen, daß diese ganze einseitige und romantische Vorliebe für Stil und Stimmung etwas unprotestantisches ist und daß die ganze durch lange Jahrzehnte hindurch geübte Nachahmung längst vergangener Formen nichts anderes war und ist als ein trügerisches Maskenspiel.

Dagegen dringt man nunmehr wieder laut auf Ehrfurcht und Ehrlichkeit, betont den Zweckgedanken mit erneuter Kraft und weist auf die eigene protestantische Baugeschichte hin. Dabei kommen denn auch die Grundrißbildungen und baulichen Anordnungen wieder zu Ehren, die man geglaubt hatte für unwürdig und unkirchlich halten zu müssen. Auch eigene Gedanken, neue Lösungen wagen sich ans Licht. Und immer von neuem wird die alte halb vergessene Wahrheit wieder verkündigt, daß es in Ewigkeit das Natürlichste und Zweckmäßigste sein und bleiben wird, nicht nur den Altar, sondern auch die Kanzel im Angesicht der Gemeinde und in der Hauptachse der Kirche anzubringen. Denn so wenig die Gemeinde des Altars entraten mag, weil sie immer ein Bedürfnis nach einer Stätte für das Symbol fühlen wird, so wenig soll diesem Gebets- und Segensorte und diesem Sakramentstische eine so überragende Bedeutung gegeben werden, daß in seiner heiligen Nähe nichts anderes geduldet werden darf, und daß um seiner einzigartigen Wunderweise willen die Rücksichten auf Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit außer Acht gelassen werden müssen. Nie darf die evangelische Gemeinde wieder zu jenen Stufen der kultischen Vergangenheit zurückkehren, auf denen die Opferstätte das Höchste, ja Einzige darstellt; immer muß sie suchen, die Vereinigung von Kanzel und Altar beizubehalten, wie sie einst im Christentum zum ersten Male gefunden und gestaltet worden ist. Keine Synagoge oder Stoa oder Moschee und kein Tempel darf ihr Gemeindehaus sein, nicht einseitig die Rede, nicht einseitig das sinnbildliche Handeln darf sie bei ihren Erbauungsversammlungen bevorzugen, sondern für ihre Kirchen laute allewege die Losung: Altar und Kanzel.

Duke University Libraries
D02783453W